

## DISKUSSION

### Vergleich und Sprachen der Selbstbeschreibung – zwei Ansätze der Imperienforschung

Sammelrezension der Titel:

ILYA GERASIMOV / JAN KUSBER / ALEXANDER SEMYONOV (Hg.): *Empire Speaks Out. Languages of Self-Rationalization and Self-Description in the Russian Empire*. Leiden: Brill, 2009.

ULRIKE VON HIRSCHHAUSEN / JÖRN LEONHARD: *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2009.

ULRIKE VON HIRSCHHAUSEN / JÖRN LEONHARD (ed.): *Comparing Empires. Encounters and Transfers in the Long Nineteenth Century*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011.

Seit nunmehr zwei Jahrzehnten erweist sich die Geschichte der Imperien im östlichen Europa als produktives Arbeitsfeld der Osteuropahistoriographie. Nun laden drei aktuelle Publikationen abermals dazu ein, einen systematischen Blick auf die jüngere Imperienhistoriographie zu werfen. Es handelt sich um Bücher, die aus größeren Arbeitszusammenhängen hervorgegangen sind. Ulrike von Hirschhausen und Jörn Leonhard legen Ergebnisse ihres Imperienprojektes vor: zum einen in Form einer gemeinsam verfassten kurzen Synthese mit dem Titel „Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert“, zum anderen in Gestalt des voluminösen Sammelbandes „Comparing Empires“. Aus der Kooperation der Redaktion von „Ab Imperio“ und der Mainzer osteuropäischen Geschichte wiederum ist der von Ilja Gerasimov, Jan Kusber und Aleksandr Semenov herausgegebene Sammelband „Empire Speaks Out“ entstanden. Einen Rezensionsskizze über die drei Titel zu schreiben, legt nicht allein der gemeinsame imperialgeschichtliche Nenner nahe. Interessant erscheinen darüber hinaus die unterschiedlichen methodischen Zugänge: hier der komparatistische Blick von außen, der Einheiten des Vergleichs benennt und die Fälle aneinander abgleicht; dort die Rekonstruktion von Identitätszuschreibungen und Selbstwahrnehmungen.

Die Beiträge des Sammelbandes „Empire Speaks Out“ sind in drei Abschnitte unterteilt. Am Anfang stehen konzeptionelle Fragen der Imperiengeschichte. Der zweite Abschnitt ist mit „The Challenge of Unification and Resistance“ überschrieben. Der Band endet mit Beiträgen über „The Challenge of Transformation and Rationalization“. Gerasimov, Glebov, Kusber, Mogil’ner und Semenov beanspruchen in ihrem einführenden Text, sich von vorgängigen Blickeinstellungen auf das Phänomen Imperium zu emanzipieren. Sie entwerfen einen Zugang zur Imperialgeschichte, der akteursorientiert und situativ Sprachen der Selbstbeschreibung in den Mittelpunkt stellt. Die Imperien des 19. und 20. Jahrhunderts erscheinen dabei mit dem Imperativ der Moderne konfrontiert, ihre Vielfalt zu rationalisieren. Dies erlaubt grundsätzlich die Möglichkeit des Imperienvergleichs. Die Autorengruppe zielt jedoch primär darauf, am Beispiel Russlands ein Imperium als mehrdimensionalen Aushandlungsprozess in Permanenz vorzustellen: „Instead of discussing what empire *is*, we invite our readers to contemplate what *makes* certain tropes and dis-

courses imperial.” (S. 23). Eine ganze Reihe von Schlagworten liegt diesem Ansatz zugrunde: imperiale Erfahrungen und Rationalisierungen des Eigenen, konkurrierende Sprachen der Selbst- und Fremdbeschreibung, Rationalisierung des Eigenen und die imperiale Situation, die von ungleichen, mehrschichtigen und dynamischen Dimensionen von Politik, Gesellschaft und Kultur gekennzeichnet ist. Sprachen der Selbstbeschreibung werden dabei als Zeichensysteme in einem umfassenden Sinn verstanden. Zugleich soll der Fokus aber nicht allein auf Sprachen, sondern auch Akteuren und Handlungen (*agency*) liegen. Diese Zugriffe sollen die Kategorie Imperium aus ihrer subalternen Stellung gegenüber den am Nationalstaat geschulten Begrifflichkeiten der Sozialwissenschaften emanzipieren.

Dabei – so Gerasimov, Glebov, Kusber, Mogil’ner und Semenov weiter – muss die Heterogenität des Imperiums so profiliert werden, dass das Phänomen Imperium nicht auf ein Subjekt, eine Sprache und einen Sprecher reduziert wird. Vor diesem Hintergrund wird imperiale Herrschaft als kategorischer Begriff abgelehnt, da er die Vielzahl von Akteuren sowie ihre Sprachen und Handlungslogiken in imperialen Situationen unterschlägt. Dieses Argument ließe sich auch umkehren: Imperiale Herrschaft erscheint dann gerade durch situative Konkurrenz von Akteuren und Handlungslogiken gekennzeichnet. Imperiale Herrschaft muss keineswegs als statische Institution, sondern sollte vielmehr als dynamisches und konflikthafte Phänomen begriffen werden. Anne Laura Stoler, deren konzeptioneller Text an die Einleitung anknüpft, spricht nicht von ungefähr von „agents of imperial rule“ (S. 42).

Grundsätzlich plädiert Anne Laura Stoler in ihrem Beitrag dafür, den Imperienvergleich nicht allein in der Geschichtswissenschaft zu praktizieren, sondern vor allem einen Blick für die vergleichende Perspektive der Zeitgenossen auf unterschiedliche Imperien zu entwickeln. Die Konkurrenz der Imperien untereinander war mit gegenseitigen Wahrnehmungen und gezielten Transfers verbunden. So entstand eine transimperiale Wissenszirkulation. Die Konzentration der Forschung auf Britisch-Indien als Modell kolonialer Herrschaft habe den Blick für diese interimperialen Geschichten versperrt. Sie sind jedoch unabdingbar, um Imperien nicht als feste politische Größen, sondern als Formationen zu begreifen, deren Eigenart in der asymmetrischen Offenheit von multiplen Prozessen der Rekonfiguration liegt. Imperien mögen Karten von sich zeichnen. Diese Karten dokumentieren jedoch kein Modell von, sondern für etwas. Sie projizieren graduelle Abstufungen von Souveränität in den Raum und bringen Skalen der Differenzierung hervor. Fließende Grenzen unterschiedliche Handlungsregime sind dabei kein Symptom imperialer Ohnmacht und des Niedergangs. Sie dokumentieren vielmehr Prozesse der Rekonfiguration. Worin die ältere Forschung einen Mangel an konzeptioneller Eindeutigkeit imperialer Politik sah, erblickt die jüngere ein Charakteristikum imperialer Herrschaft schlechthin.

Eine weitere wichtige Aufgabe der Forschung sieht Stoler darin, die imperialen Mythen der Einmaligkeit und der Ausnahme zu dekonstruieren. Es gelte, die Ausnahme als Regelfall der imperialen Formation und ihrer Selbstdarstellung zu erkennen. Vermeintliche Ausnahmefälle wie die USA, China und Russland hätten der Imperialgeschichte viel Erkenntnis zu bieten: „What are they [America, Russia, China, M. A.] aberrant to? I would hold that many indeed be quintessential ones, consummate producers of excepted populations, excepted spaces, and their own exception from international and domestic law.“ (S. 43) Imperiale Strategie bestand gerade darin, interimperiale Vergleiche vorzunehmen. Diese wiederum konnten im Zeichen des Anspruchs auf Einmaligkeit stehen, jedoch ebenso gut

den Zweck transimperialer Transfers verfolgen. Dass Transfers verschiedenster Herrschaftspraktiken nicht im Gewand holistischer Übernahmen erfolgten, sondern Muster selektiver Aneignung und Bricolage produzierten, wiederholt jedoch auf dem Feld der Imperien-geschichte lediglich ein Axiom, das in der Kulturtransferforschung seit langem gilt. Nichtsdestoweniger darf die Untersuchung transimperialer Transfervorgänge als fruchtbare Perspektive gelten.

Den zweiten Teil des Sammelbandes eröffnet Jan Kusber, indem er den Zusammenhang von Regierung und Bildung des Zeitalters Katharinas II. in einem imperialgeschichtlichen Rahmen beleuchtet. Die Reformgeschichte des Bildungswesens reichert Kusber mit Ausführungen über die Bemühungen Katharinas II. an, sich nicht zuletzt auch auf Reisen einen Überblick über die Vielfalt ihres Reiches zu verschaffen und daraus eine bildungspolitische Agenda abzuleiten. Hans-Christian Petersen bietet darauf einen Überblick über polnische Selbstbeschreibungen und Wahrnehmungen des Russländischen Imperiums von 1815 bis 1863. Dabei zielt er darauf, das Narrativ eines ausschließlichen polnisch-russischen Antagonismus zu überwinden. Differente Russlandbilder in polnischen Diskursen geraten dabei ebenso in den Fokus wie unterschiedliche polnische Konzeptionen der Nationsbildungsprojekte im Osten der alten Rzeczpospolita auf dem Territorium des ehemaligen Großfürstentum Litauens. Ein Desiderat sieht Petersen in der Untersuchung der Russlandbilder und Imperiumsvorstellungen polnischer Gemeinden in Moskau, St. Petersburg, Kiev und Kazan’.

Sergey Glebov erhellt in seinem Beitrag nicht-intendierte Folgen und autochthone Aneignungen imperialer Politik in Sibirien im 18. Jahrhundert. In Abgrenzung von einer Geschichtsschreibung, die die Völker Sibiriens als Spiegel der Modernisierungsdiskurse der Reichszentrale, der Beamten, Gouverneure, Geographen und Reisenden betrachtet sowie sie im Gegensatz zu namentlich benannten russischen Individuen kollektiv namenlos lässt, macht Glebov am Beispiel einzelner sibirischer Akteure Aneignungen imperialer Entwürfe und Aushandlungsprozesse mit der Zentrale plausibel. Die imperialen Sprachen der Beschreibung Sibiriens zielten auf die Kenntnis von Land und Leuten in wissenschaftlicher wie auch fiskalischer Hinsicht. Dabei bewirkte die russische Verwaltung der Tribute im nordöstlichen Sibirien eine Alphabetisierung der autochthonen Eliten, die Aufzeichnungen über ihre Abgaben und Behördenkommunikation mit Hilfe des kyrillischen Alphabets in ihren eigenen Sprachen festhielten. Auch in anderen Zusammenhängen kommunizierten die Ureinwohner mit der Reichszentrale. Imperiale Herrschaft – so Glebov mit der Nutzung dieses Begriffs von den Postulaten der Einleitung berechtigt abweichend – zeigte sich hier als Aushandlungsprozess mit einem hybriden Resultat, das von den ursprünglichen Vorstellungen der imperialen Eroberer abwich. Die Jakuten hatten erfolgreich an der Selbstbeschreibung des Imperiums partizipiert. Glebovs Beitrag integriert Perspektiven, die die vorangehenden Texte von Kusber und Petersen vorrangig einzeln behandeln. Die Perspektive der Reichsspitze und die Eigenwilligkeit der Untertanen verknüpft Glebov zu einer Geschichte des Aushandelns. Damit leitet Glebov zugleich nahtlos zum dritten Teil des Bandes über, der von Herausforderungen der Transformation und der Rationalisierung handelt.

Diesen Block eröffnet Marina Mogil’ner mit einer Abhandlung zur physischen Anthropologie des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Diese Disziplin hielt in ihrer konzeptionellen Ausrichtung die Äquidistanz zu linguistisch konstruierten Sprachfamilien und zu einer Ethnographie, die kulturelle Differenzen zwischen einfachen und europäisch-zivili-

sierten Völkern behauptete. Desgleichen setzte sich die physische Anthropologie kritisch von der Konstruktion rassistischer Hierarchien und von kruden Schemata sozialdarwinistischer Provenienz ab. Den Begriff der Rasse verbandte die russische Anthropologie gleichwohl. Sie kleidete ihn jedoch in ein liberales Gewand, das ihr ein signifikant anderes Gepräge als nationalen, kolonialen und biologistischen Auffassungen von Rasse gab. Auf dieser Grundlage entwickelte die liberale physische Anthropologie im Zarenreich ein Paradigma, das vom Staat und von staatlich unterstützter Wissenschaft unbeachtet blieb.

Aleksandr Semenov legt seinem Beitrag über die Duma das Spannungsverhältnis rationalisierender und ideologisierender Projekte einerseits und der Vielfalt und Differenz im Imperium andererseits zugrunde. Seine bevorzugten Anschauungsmaterialien stammen aus der Einrichtung und Arbeit der 1. Duma 1906 sowie der Partei der Konstitutionellen Demokraten. Berichte von der Eröffnung der Duma im Winterpalast 1906 und ihrer ersten Sitzung im Taurischen Palais hoben die Erfahrung der Differenz unter den Abgeordneten hervor. Soziokultureller Status, Ethnizität, Konfession und regionale Herkunft führten zu einer Vielfalt, die jedoch im Moment des Zusammentritts der Duma in keine Hierarchie gefasst war. Es stellte sich die Frage, wie sich der Gewinn an politischer und medialer Öffentlichkeit nach 1905 auf Konstruktion und Wahrnehmung der Vielfalt des Imperiums in der Duma niederschlagen würde. Bulygin, dem die Federführung bei der Einrichtung der Duma oblag, verfolgte das abstrakte Konzept der russischen Nation als Kern des Imperiums, dem in der Wählerschaft somit eine Majorität zukommen müsse. Dumawahlen und -debatten schärfen im weiteren Verlauf der Zeit den Blick der Zeitgenossen für die Vielfalt des Imperiums.

Ilja Gerasimov behandelt Sprachen der Selbstbeschreibung im Umfeld von Agronomie und sozialem *engineering* im zwischenrevolutionären Jahrzehnt von 1906 bis 1916. den letzteren Begriff rezipierten gebildete Akteure in Russland aus den USA. Die grundlegenden Werke amerikanischer Autoren wie Lester Frank Ward und H. G. Wells erschienen rasch in russischer Übersetzung. Die Landwirtschaft und das Dorf gerieten dabei als Brennpunkte eines sozialen Wandels in den Blick, der auch in Russland zu einem beispiellosen Bildungs- und Produktionsanstieg in lokaler Eigenregie führen werde – so die kühne Erwartung. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs stand eine Zehntausende zählende Gruppe ländlicher Berufstätiger von Agronomen, Veterinärmedizinern und Kleinkreditvermittlern bereit, um die Reformbewegung auf dem Land voran- und in die Köpfe der Dorfbevölkerung zu treiben. Die professionalisierte Avantgarde der Agronomie verfügte über einen internationalen Horizont und handelte lokal. Dem Vermögen des Staates, sozialen Wandel zu induzieren, war sie überlegen.

Die Beiträge des Sammelbandes „Empire Speaks Out“ belegen eine soziale Ausweitung und sektorale Differenzierung von Sprachen imperialer Selbstbeschreibung im Russländischen Reich im 18. und 19. Jahrhundert. Die Titelabbildung visualisiert diese Generalthese des Bandes eindrücklich. Es handelt sich um einen Volksbilderbogen aus dem 19. Jahrhundert. Er zeigt Menschen unterschiedlicher Stände, die auf dem Roten Platz um das Denkmal für Minin und Požarskij herum gruppiert stehen, in Gespräche vertieft. Die Selbstbeschreibung des Reiches geht hier nicht in einem Sender-Empfänger-Verhältnis von Obrigkeit und Untertanen auf. Die symbolische Repräsentation des Reiches rief multiple Aneignungen von Selbstbeschreibung hervor. „Empire Speaks Out“ leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Imperienforschung.

Angesichts der Kritik am Imperienvergleich, den die Herausgeber von „*Empire Speaks Out*“ formulieren, nimmt man die beiden Bände über den Imperienvergleich von Ulrike von Hirschhausen und Jörn Leonhard mit umso größeren Erwartungen zur Hand.

In ihrer kurzen Synthese „*Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*“ vergleichen Ulrike von Hirschhausen und Jörn Leonhard das Britische Empire sowie die Reiche der Habsburger, Romanovs und Osmanen im 19. Jahrhundert. Das Verhältnis der Imperien zu Nationalstaaten untersuchen sie dabei auf drei Feldern: dem der Inszenierung der Monarchien als symbolischer Repräsentation, dem Zensus als imperialem Herrschaftsinstrument und der Wehrpflicht. Leonhard und von Hirschhausen wenden sich in ihrer Einleitung gegen ein lineares Narrativ europäischer Geschichte, das die Entstehung von Nationen und Nationalstaaten als Telos des 19. und insbesondere des frühen 20. Jahrhunderts nach dem Ersten Weltkrieg beschreibt. Kontinentale Großreiche und Imperien seien ebenso, wenn nicht in viel höherem Maß bestimmend in der europäischen Geschichte gewesen. Ihre dynastischen, religiösen und regionalen Integrationsformen dürften nicht in Widerspruch zur europäischen Modernisierungsgeschichte betrachtet werden. Vielmehr hätten das Britische Empire, das Osmanische Reich, das Habsburger Reich und das Zarenreich die europäische Geschichte tiefer geprägt als die relativ jungen Nationalstaaten. Es kann nur Zustimmung ernten, die Geschichte Europas nicht auf eine Summe von Nationalgeschichten zu reduzieren und stattdessen die imperiale Dimension der Geschichte Europas zu vermessen. Es stellt sich allerdings die Frage, ob dem Anliegen geholfen ist, wenn an die Stelle einer europäischen Geschichte, in der die Nationalgeschichten Englands, Frankreichs und Deutschlands breiten Raum einnehmen, eine Perspektive tritt, die sich auf die Imperien an den Rändern Europas konzentriert. Wären hier nicht auch gerade die kolonialen Unternehmungen etwa Dänemarks und Italiens – um nur zwei Beispiele zu nennen – oder Ansätze, die Geschichte des Kaiserreiches imperial zu lesen, von Interesse gewesen, um eingefahrene Bahnen europäischer Geschichte neu zu vermessen?

Die Differenz imperialer Lebenswelten zu nationalen Ordnungen bestimmen Leonhard und von Hirschhausen exemplarisch anhand eines Zitats von Ödön von Horváth, der auf die Frage nach seinem Vaterland antwortete: „Ich bin in Fiume geboren, in Belgrad, Budapest, Pressburg, Wien und München aufgewachsen und habe einen ungarischen Pass; aber kein Vaterland. Ich bin eine typische Mischung des alten Österreich-Ungarn: Magyare, Kroate, Deutscher und Tscheche zugleich; mein Land ist Ungarn, meine Muttersprache Deutsch.“ Leonhard und von Hirschhausen veranschlagen dies als illustrativen Beleg dafür, dass „die Gesellschaften der Empires von komplexen Gemengelagen, Überlappungen und situativen Selbstbildern charakterisiert“ gewesen seien (S. 10). Man könnte auch sagen: Horváths Leben lässt sich als imperiale Biographie schreiben. Der Schluss von Horváth auf Gesellschaften der Empires erscheint jedoch kühn. Hier schimmert die Matrix des Nationalstaates und seiner vertikal integrierten Gesellschaft durch. Die Integration in Imperien verlief jedoch vorrangig entlang horizontaler Linien der Elitenkooperation. Inwieweit sie entlang vertikaler Linien ganze Gesellschaften durchdrang, müsste offener als Frage formuliert werden.

Den Unterschied imperialer Lebenswelten zu nationalen Integrationsprojekten verankern Leonhard und von Hirschhausen jedoch nicht allein exemplarisch und biographisch. Sie verweisen auch auf multiethnische Städte wie Czernowitz, Riga und Saloniki. Die sprachliche, konfessionelle und kulturelle Vielfalt solcher imperial geprägten Städte sehen sie herausgefordert von der spezifischen Gewaltkultur der Nationen im 20. Jahrhundert.

Auch hier stellt sich die Frage, ob die binäre Opposition zwischen imperialer Vielfalt und nationaler Homogenisierung nicht zu kurz greift. An der Genese von Bevölkerungspolitik und der Praxis von Bevölkerungsaustauschen und Deportationen sind das Zarenreich und das Osmanische Reich alles andere als unbeteiligt. Ganz im Gegenteil: die ersten bilateralen Absprachen über Bevölkerungstransfers kamen im Zuge der russischen Eroberung des Kaukasus in den 1860er Jahren zwischen Russland und dem Osmanischen Reich zustande.

Leonhard und von Hirschhausen setzen die kontrastive Geschichte von Imperien und Nationen einleitend fort, indem sie die Etappen 1848/63 sowie 1870/71 als Wegmarken einer verschärften nationalen Herausforderung von Imperien begreifen. Damit wird eine Weichenstellung im Verhältnis von Imperien und Nationen vorgenommen, die zeitliche Tiefe ausblendet. Die Fragen, wie sich Imperien zu ethnischen Zugehörigkeiten stellen und wie sie mit dem Konzept der Nation umgehen, erschien bereits vor den Revolutionen von 1848/49, dem polnischen Januaraufstand 1863 sowie den italienischen und deutschen Staatsgründungen im 19. Jahrhundert auf der imperialen Agenda. Im Zarenreich regte sich bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts manifestes Unbehagen ob der Präsenz der Deutschbalten am Kaiserhof Anna Ivanovnas. Die Frage, ob Deutschbalten oder Russen die einflussreichsten Positionen der Administration in unmittelbarer Nähe der Kaiserin zukämen, fand eine starke historiographische Spiegelung im Streit um die Deutung der Nestorchronik, der sich gleichfalls in der Mitte des 18. Jahrhunderts entzündete. Ob die Kiever Rus' von Warägern oder Slaven gegründet und in ihren Anfängen beherrscht wurde, konnte zu dieser Zeit keine rein akademische Frage sein. Sie war ein hochgradig politisiertes geschichtliches Streitthema in der Mitte des 18. Jahrhunderts. In die Regierungszeit Elisabeths I. fällt sodann der Versuch ukrainischer Akteure, das Reich als Föderation von Nationen, angelehnt an das Vorbild der Adelsrepublik Polen-Litauen, zu gestalten.

Im Vormärz wiederum lassen sich Aneignungen des Nationsbegriffs im Habsburger Reich und im Zarenreich beobachten, die darauf hindeuten, wie offen die Vorstellungen von Nation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren. Der aller revolutionär-nationalen Umtriebe unverdächtige Metternich etwa war der Ansicht, es lasse sich unter Wiener Direktive ein galizisches Identitätsprojekt verwirklichen. Metternich beabsichtigte, eine galizische Identität zu prägen, um die Konkurrenz zwischen Polen, Ruthenen, Deutschen und Juden in einer Konzeption aufzuheben, die Galizien loyal mit der Dynastie und dem Reich verbinden sollte. Zur gleichen Zeit lässt die Begriffsgeschichte von *narod* (Volk) und *nacija* (Nation) in Russland erkennen, dass Autokratie und Intelligencija sich im Ringen um die Aneignung und Ausdeutung von Nationsvorstellungen befanden. Der langen Rede kurzer Sinn: Als die Revolutionen von 1848/49 und der polnische Januaraufstand 1863 nationale Fragen in zugegebenermaßen großer Dringlichkeit formulierten, konnten die Reiche bereits auf ein Jahrhundert des Umgangs mit nationalen Identitätskonzeptionen zurückschauen.

Drei Sektoren – Repräsentation der Monarchie, Zensus und Wehrpflicht – sollen vor diesem Hintergrund im kurzen Syntheseband die imperialen Antworten auf nationale Modelle und Herausforderungen erhellen. Der Schluss der Einleitung bürdet dem Büchlein noch weitere angestrebte Erkenntnisgewinne auf: Neben dem Vergleich soll es auch um gegenseitige Wahrnehmungen und Transfers gehen, um Verflechtungen, um eine transnationale Geschichte, internationale Infrastrukturen und internationale Finanzmärkte.

Das Schlusskapitel fasst die Resultate des Buches in sechs Thesen zusammen. Die erste These spricht sich gegen eine binäre Opposition von Imperien und Nationalstaaten aus. Adaptionen in beide Richtungen seien zu beachten. Der Band bringt in der Tat Fallbeispiele, die diese These unterstützten, hebt in den interpretatorischen Zwischenbilanzen aber doch stärker auf die Imperien als Rezeptoren des nationalen Modells ab. Zweitens seien Krisen als Katalysatoren von Reformen zu betrachten, die die Flexibilität der Imperien auf lange Zeit eingengt hätten. Hier stellt sich die Frage, ob dieser Befund nicht unabhängig vom politischen System gilt und grundlegend eine Komplexitätsfrage darstellt, in der Reformgrad und verbleibender Handlungsspielraum umgekehrt proportional zueinander stehen können. Drittens hätten imperiale Integrationsversuche eine Dialektik in Gang gesetzt. Sie hätten die Schere von Anspruch und Wirklichkeit geöffnet und Destabilisierung im Zeichen der Nation gefördert. Viertens seien Zentrum und Peripherie sowie imperiale und koloniale Qualitäten keine binären Oppositionen. Irland z. B. war innerhalb des britischen Empires kolonialisiert, gleichwohl traten Iren in Übersee als imperiale Funktionsträger auf, um nur ein Beispiel zu nennen. Fünftens wird der Erste Weltkrieg als einschneidendes und destabilisierendes Ereignis im Verhältnis von Imperien zu ihren Nationen begriffen. Sechstens galten Imperien den Zeitgenossen als Referenzgrößen und damit auch als integraler Bestandteil europäischer Geschichte.

Zwischen dem Erscheinen der Monographie „Empires und Nationalstaaten“ und des Sammelbandes „Comparing Empires“ liegen zwei Jahre, in denen die Beharrungskraft und Flexibilität der Weichenstellungen in der Monographie überdacht werden konnten. Aufhorchen lassen bereits Titel und Untertitel des Sammelbandes, aus denen der Nationalstaat verschwunden ist: „Comparing Empires. Encounters and Transfers in the Long Nineteenth Century“. Zunächst ist festzuhalten, dass die Einleitung des Sammelbandes wesentliche Weichenstellungen der Monographie übernimmt. Weitere Überlegungen treten jedoch in der Einleitung des Sammelbandes hinzu. Starkes Gewicht erhält nun das Postulat, die Geschichte der Imperien vom konventionellen Narrativ, bestehend aus den Elementen Aufstieg, Blüte und Niedergang, zu lösen. An die Stelle dieses starren Ablaufschemas, das teleologisch auf Desintegration und Niedergang zuläuft, soll ein geschärfter Blick für Chancen und Risiken imperialer Herrschaftssicherung und Integration treten. Die Zahl der thematischen Felder des Vergleichs hat gegenüber der Monographie zugenommen. Sechs Sektoren kommen in den Blick: Die Herausforderung des Raumes – Erkundung und Mobilität; Kartierung und Klassifizierung – die Erfassung multiethnischer Bevölkerungen; die Repräsentation der Monarchie; Religionen und Bildungswesen; Konfliktstrategien zwischen Herrschaft und Aushandlung sowie der Erste Weltkrieg. Das Narrativ von Aufstieg, Blüte und Niedergang wird in der Tat vermieden und vom Motiv des Zauberlehrlings substituiert. Die Imperien erscheinen als findige und lernbegierige Wesen, die bereit waren vom Modell Nationalstaat zu lernen, schließlich jedoch der Geister, die sie riefen, nicht mehr Herr wurden, sich in die Abhängigkeit nationaler Dynamiken begaben und sich Strategien nationaler Delegitimierung ihrer imperialen Herrschaft ausgesetzt sahen.

Die Lektüre des Bandes eignet sich hervorragend zu zwei Zwecken und lässt gänzlich unterschiedliche Lesarten zu. Da in diesem Band mehr Imperien behandelt sind als gewöhnlich sterbliche Historikerinnen und Historiker forschend als Individuen selber untersuchen können, lohnt sich die Lektüre, um einen Einblick in die Forschungen über mehrere Imperien zu erhalten. Zum zweiten ist der Band sehr gut als Lektürepensum in einem Hauptseminar einzusetzen. Der Praxistest hat ergeben, dass jeweils zwei Artikel pro Sit-

zung für hinreichend Diskussionsstoff und ein ergiebiges Seminargespräch sorgen. Dabei ergeben sich ganz unterschiedliche Lesarten des Bandes.

Eine Lesart besteht in der Tat darin, sich auf die Spuren der Herausgeber zu begeben. Die Ambivalenz, die aus Adaptionen fremder Beispiele und Innovationen unter imperialer Herrschaft entstand, sticht dann ins Auge. Frithjof Benjamin Schenk und Marsha Siefert etwa zeigen, wie die Kommunikationsmittel Eisenbahn und Telegraphie, die die imperialen Zentralen schufen, sich auch gegen die imperiale Herrschaft nutzen ließen – sei es weil in Aufständen und Revolutionen das Eisenbahn- und Telegraphiepersonal sich auf die Seite der Erhebung schlug oder der Zug des Zaren zu einem gleichermaßen sensiblen und spektakulären Ziel des jungen russischen Terrorismus wurde.

Weniger deutlich als die Befunde der Ambivalenz und des Imperiums als Zauberlehrling drängt sich jedoch die Transferrichtung vom Modell Nation in die Imperien auf. Gewiss gab es eindeutige Fälle von Herausforderung und Reaktion. Einschlägige Beispiele sind die habsburgische Ungarnpolitik von 1848/49 bis 1867 und die Reaktion Russlands auf den polnischen Januaraufstand von 1863. Dem steht jedoch eine Vielzahl von Fundstellen im Band gegenüber, bei denen die nationale Etikettierung des Entnahmekontexts oder der Herausforderung nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Ähnliches gilt für den räumlichen Horizont der Entnahmekontexte. Er führt bisweilen über Europa hinaus in die Welt. Der Band bietet dafür reichliche Beispiele. Valeska Hubers Beitrag dekonstruiert das britische Bild vom Suezkanal als Highway des Empires und Symbol weithin strahlender *Britishness*. Planung, Bau und Betrieb des Kanals schildert Huber in einer transimperialen Konstellation, die Frankreich, das Osmanische Reich und Großbritannien verknüpft. Port Said erscheint in Hubers Beitrag als Brennpunkt gegenseitiger imperialer Beobachtung aller Überseekolonien besitzender Reiche. Nutzungen des Kanals, die vom vorgesehenen Modell einer Schlagader des Weltverkehrs abweichen, erscheinen als translokaler Austausch von Kleinhändlern. Der russische Eisenbahndiskurs kannte mehrere Vorbilder, die die Dringlichkeit eines weit ausgreifenden und integrierenden Eisenbahnsystems im Zarenreich zu belegen suchten. Verweise erfolgten sowohl auf die USA als auch auf das Deutsche Reich. Der europäische Rahmen, den von Hirschhausen und Leonhard ihrem Thema gegeben haben, verhindert eine ausführlichere und gebührende Betrachtung der Transfers zwischen Imperien in der Welt jenseits der Beziehungen von Imperien und Nationen in Europa. Umso wertvoller ist die Berücksichtigung dieser Dimension in einigen Beiträgen. Explizit ist hier Marsha Sieferts Text über die Telegraphie im Osmanischen Reich und im Zarenreich zu nennen, der die Globalität dieses Kommunikationsmittels ausleuchtet.

Ähnliches gilt für die Emanzipation mancher Beiträge vom vorgegebenen Zeitrahmen des langen 19. Jahrhunderts. Der Imperativ der Herausgeber, sich vom Narrativ von Aufstieg, Blüte und Verfall zu lösen und stattdessen nach Faktoren der Langlebigkeit von Imperien zu fragen, wird dann besonders plausibel eingelöst, wenn die Beiträge die zeitliche Tiefe vor dem 19. Jahrhundert ausloten. Erst so wird imperiale Herrschaft als sich wandelndes Phänomen langer Dauer plausibel. Der osmanische Umgang mit den Legitimitätsressourcen und Ansprüchen der Begriffe Kalif und Sultan lässt sich für das 19. Jahrhundert nicht plausibel erklären, ohne die Tradition der beiden Begriffe in der gesamten osmanischen Geschichte auszuleuchten, wie Hakan T. Karateke und Azmi Öczan in ihren Beiträgen zeigen. Auch Martin Schulze Wessel erhellt seinen kontrastierenden Vergleich des Faktors Religion in der späten Habsburger Monarchie und dem späten Zarenreich mit



einer Kontextualisierung, die weit in das 18. Jahrhundert zurückreicht. Unter Katharina II. und Joseph II. galten im Zeichen religiöser Toleranz konfessionelle Institutionen als eine Schnittstelle zwischen den Zentralen des Reiches und ihren multireligiösen Untertanen. In der Geschichte beider Reiche erscheint die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts als eine Zeit pragmatischer imperialer Religionspolitik. Vor diesem gemeinsamen Hintergrund entwickelten sich jedoch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unterschiedliche Gewichtungen des Katholizismus im Habsburger Reich und der Orthodoxie im Zarenreich. Während sich der Katholizismus nationsübergreifend in die Legitimierung der Habsburgerdynastie einschrieb, erschien die Orthodoxie in zunehmenden Maß als eine religiöse Ressource russischer Nationsbildung.

Schließlich sind ein paar Worte zum methodischen Aspekt von Vergleich und Transfer angebracht. Der Vergleich vollzieht sich im Band „Comparing Empires“ auf mehreren Ebenen. Dem grundlegenden generalisierenden Vergleich der Herausgeber treten nuancierende komparatistische Kommentare zum Schluss jedes Kapitels zur Seite. Bisweilen deuten Beiträger in ihren Artikeln an, wie sich ihr Mosaikstein im Gesamtbild verorten ließe, um zum Vergleich beizutragen. So schließt Jörn Leonhard seine Darstellung der britischen Reaktionen auf den indischen Aufstand 1857/58 und den Südafrikanischen Krieg von 1899 bis 1902 mit einer Revision der Maßstäbe, die gewöhnlich an das Konfliktmanagement der östlichen Kontinentalreiche angelegt werden. Bei einem Vergleich mit den britischen Ad-hoc-Reaktionen könnten Praktiken von Repression und Integration in den östlichen Kontinentalreichen nicht als kausaler Faktor ihres Zerfalls reklamiert werden.

Der Vorsatz, Transfergeschichten in einem Vierervergleich zu profilieren, sprengt den Rahmen eines generalisierenden Vergleiches von Imperien als Rezeptoren nationaler Modelle in Europa. Die Entnahmekontexte lassen sich nicht stets eindeutig als national kennzeichnen. Neben der Rezeption nationaler Instrumente dokumentiert der Band Lernprozesse aus eigenen imperialen Erfahrungen sowie Transfers aus anderen Imperien. Der räumliche Horizont entsprechender Transferdebatten lässt sich nicht auf Europa eingrenzen. Die Vielfalt der Entnahmekontexte spiegelt die Mannigfaltigkeit der imperialen Selbstverortungen und führt damit zum Schluss an den Anfang dieser Sammelbesprechung zurück: zu den Sprachen imperialer Selbstbeschreibungen, die keineswegs eine exklusive Orientierung an nationalen Modellen nahelegen.

Insgesamt übersetzen sich die verschiedenen Herangehensweisen der beiden hier besprochenen Projekte – der Vergleich und die Rekonstruktion von Selbstbeschreibungen – in unterschiedliche Schwerpunkte. Leonhard und von Hirschhausen bündeln den Vergleich imperialer Subsysteme zu einer Komparatistik der Imperien vis-à-vis dem Modell Nationalstaat. Die Autorinnen und Autoren von „Empire Speaks Out“ stellen demgegenüber Diskurse und Akteure in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Dieser Stand der Dinge reflektiert die bereits einige Zeit zurückliegende Diskussion um Selbstverständnis und Perspektiven von Sozial- und Kulturgeschichte. Systeme und Strukturen sowie Akteure und Deutungsmuster schließen sich jedoch als Erkenntnisziele keinesfalls gegenseitig aus. Ganz im Gegenteil verspricht ihre Verknüpfung auch der Imperienforschung Erkenntnisgewinn. Imperien sind darauf angewiesen, dass Eliten im Zentrum und in den Regionen ihre Loyalität in das Imperium investieren. Imperialer Macht ist neben ihrem unverzichtbaren Repressionspotential damit auch eine anthropologische Dimension eigen, die es nahe legt, imperiale Biographien auf die Agenda der Forschung zu setzen. Imperiale Karrieren führten Menschen in unterschiedliche Regionen eines Imperiums. Biographische Per-

spektiven erhellen den individuellen Umgang mit dem Imperium als Erfahrungsraum und Erwartungshorizont. Vielversprechend erscheinen für die künftige Forschung in diesem Zusammenhang Selbstzeugnisse, die Aufschluss über autobiographische Praktiken in imperialen Zusammenhängen bieten. Sie erlauben Untersuchungen darüber, wie Individuen ihren Subjektstatus in imperialen Kontexten verhandelten, den Entwurf ihrer eigenen Biographie in imperiale Deutungsangebote einschrieben und imperiale Visionen neu konfigurierten.

Die besprochenen Titel formulieren gleichfalls konträre Positionen zum Vergleich. Was den Einen Programm ist, lehnen die Anderen kategorisch ab. In beiden Fällen jedoch gerät der Vergleich in ein interessantes Spannungsverhältnis zu transfer- und verflechtungsgeschichtlichen Ansätzen. Stolars Beitrag in „Empire Speaks Out“ wie auch der Ansatz von Hirschhausens und Leonhards teilen neben signifikanten Unterschieden den gemeinsamen Nenner, den Vergleich der Imperien nicht allein als kognitives Ex-post-Unternehmen der Wissenschaft zu begreifen, sondern mit Blick auf Transfers und Adaptionen der Zeitgenossen deren komparatistischen Horizont auszuleuchten. Wer Ausschau nach externen Modellen für den eigenen Herrschaftsbereich hielt, kam gar nicht umhin, unterschiedliche auswärtige Vorbilder zu studieren, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu taxieren und sich bei der Auswahl potentieller Modelle von einer Vorstellung des eigenen Rezeptionskontexts leiten zu lassen. Die Deutungsachse vom Modell Nationalstaat und den Imperien als Rezipienten reduziert dabei jedoch die Vielfalt der Interaktionen. Im Zusammenhang imperialer Herrschaft konnten Transfers translokal, inraimperial, von einer Nation in das Imperium, wie auch transimperial erfolgen. Der Beitrag der Imperien zum Internationalismus des 19. Jahrhunderts hat dabei mehr Aufmerksamkeit verdient und verweist auf einen globalgeschichtlichen Zusammenhang von Transfergeschichten.

*Martin Aust, München und Regensburg*

### **Zeichen des Wohlstands?**

#### **Von der Evolution der Körpergröße bis zur Russischen Revolution: 1917 als Ergebnis einer „Public Relations-Kampagne“ der *intelligencija***

BORIS NIKOLAEVIČ MIRONOV: Blagosostojanie naselenija i revoljucii v imperskoj Rossii. XVIII – načalo XX veka [Der Wohlstand der Bevölkerung und die Revolutionen im imperialen Russland, 18. bis Anfang 20. Jh.]. Moskva: Novyj Chronograf 2010, 911 S., Ill., Tab.

Der 1942 geborene Petersburger Historiker Mironov gehört zu den produktivsten und profiliertesten seiner Zunft. Er hat über 250 Artikel und Beiträge verfasst; seine Werke sind in mehrere Sprachen übersetzt, und er war wiederholt Gastwissenschaftler insbesondere an renommierten US-amerikanischen Universitäten. Von Anbeginn seiner Karriere an hat sich der Verfasser in seinen Monographien mit verschiedenen klimetrischen bzw. statistischen Aspekten in der Geschichtswissenschaft beschäftigt wie z. B. der Preisbildung oder der Demographie.<sup>1</sup>

1 B. N. MIRONOV / Z. V. STEPANOV Istorik i matematika. (Matematičeskie metody v istoričkom issledovanii. Leningrad 1975; B. N. MIRONOV Vnutrennij rynek Rossii vo vtoroj polovine

Seiner zur Jahrtausendwende erschienenen und mehrfach wieder aufgelegten zweibändigen Sozialgeschichte von Peter dem Großen bis zur Revolution von 1917<sup>2</sup> hat er nun ein weiteres monumentales Werk hinzugefügt. In vielerlei Hinsicht sprengt es die Dimensionen: Es ist Ausdruck stupender Arbeitsdisziplin, unerschöpflichen Fleißes und nahezu enzyklopädischen Wissens. Die Untersuchung fußt auf einer beeindruckenden Materialfülle. Der Verfasser besuchte elf Archive, darunter in Karelien, Novgorod, Nižnij Novgorod, Saratov und Stavropol', wertete ein Dutzend Zeitungen sowie – so scheint es zumindest – jede thematisch relevante gedruckte Quelle aus. Allein das Quellen- und Literaturverzeichnis zählt 90 Seiten.

Mironov hat annähernd 306.000 individuelle anthropometrische Datensätze von Männern und Frauen sowie zusätzlich ca. 10,3 Mio. Angaben von gemusterten Männern im Zeitraum seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1874 bis zum letzten Friedensjahr 1913 ausgewertet (S. 16 f). Zu würdigen ist vor allem die Interdisziplinarität des methodischen Zugriffs, denn Mironov bedient sich u. a. der Anthropometrie, der Biologie, der Mathematik und der Statistik.

Die Untersuchung verfolgt zwei Ziele. Vordergründig geht es erstens darum, den Zusammenhang von Körpergröße und materiellem Wohlergehen der Bevölkerung aufzuzeigen. Ebenso basal wie strukturierend ist das zweite Anliegen: Mironov möchte das schlechte Image des Zarenstaats als Vorläufer der heutigen Russländischen Föderation aufpolieren und der Nachwelt ein positives Bild der Vergangenheit, insbesondere der Staatlichkeit vermitteln. Mironov ist insofern ein Etatist, weil er den Staat als entscheidenden und alleinigen mit Ratio ausgestatteten Akteur der Modernisierung betrachtet. Aber der russische Staat erwies sich im Sinne Hegels nicht als sittliche Emanation der Gesellschaft, sondern war oft ihr Antipode, dem sie kein Systemvertrauen entgegenbrachte, auch weil er Politik als sein Arkanum betrachtete. „Staatsgeschäfte“ hatten folglich nicht Gegenstand gesellschaftlichen Rasonnements zu sein. Mironov wendet sich gegen die pessimistischen, unpatriotischen „Nestbeschmutzer“ wie Vasilij Osipovič Ključevskij, der an der Wende zum 20. Jahrhundert das *Ancien régime* für einen niederen Organismus im Bereich der internationalen Zoologie hielt, und andere Historiker im In- und Ausland, die mit negativen Urteilen über Despotie und Repression in seiner Heimat aufwarteten (S. 14 f). Mironovs Absicht hingegen ist, Russland als ein „normales europäisches Land“ zu präsentieren (S. 17). Abgesehen von der Schwierigkeit, „normal“ zu definieren, überrascht bereits eingangs der Darstellung sein missionarischer Impetus. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, dass sich der Historiker Mironov wie Karamzin, der Doyen dieser Zunft, an der schieren Größe des Landes berauscht (S. 692 f). Wenn den Historiker allerdings Apologie und eine nicht nuancierende Darstellung auszeichnen, wie ist es dann um seine kritische Distanz zur Materie bestellt?

Das Werk ist systematisch in zwölf Kapitel gegliedert. Nach einer fast fünfzig Seiten langen Zusammenfassung des westlichen und russischen Forschungsstandes beschäftigen

XVIII – pervoj polovine XIX v. Leningrad 1981; B. N. MIRONOV Chlebnye ceny v Rossii za dva stoletija (XVIII–XIX vv.) Leningrad 1985; B. N. MIRONOV Russkij gorod v 1740–1860-e gody: demografičeskoe, social'noe i èkonomičeskoe razvitie. Leningrad 1990; B. N. MIRONOV Istorija v cifrach. Matematika v istoričeskich issledovanijach. Leningrad 1991.

- 2 B. N. MIRONOV Social'naja istorija Rossii perioda Imperii (XVIII – načalo XX v.). Genезis ličnosti, demokratičeskoj sem'i, graždanskogo obščestva i pravovogo gosudarstva. V dvuch tomach. Sant-Peterburg 1999.

sich die Abschnitte zwei bis vier mit der historischen Anthropometrie, ihrer Theorie, ihren Aufgaben, ihrer Methodologie sowie konkret mit der der Monographie zugrunde liegenden Datenbasis. Die Teile fünf und sechs untersuchen die Entwicklung der Körpergröße und des Körpergewichts der russländischen Bevölkerung sowie die sie bedingenden Faktoren wie Klima, Ernteresultate, landwirtschaftliche Produktivität, Ernährung, Abgaben- und Steuerlast, Einkünften aus nichtlandwirtschaftlicher Tätigkeit von *meščane*, gutsherrlichen, Staats- und Kronbauern im 18., 19. und 20. Jahrhundert. Von einer Agrarkrise könne ebenso wenig wie von einer Pauperisierung der Bauernschaft die Rede sein – eine Schlussfolgerung, die in ihrer Absolutheit Mironovs Erkenntnissen der Sozialgeschichte partiell widersprechen.<sup>3</sup> Die Ablösesummen für das Land im Rahmen der Bauernbefreiung seien angemessen zu nennen, und die bäuerliche Steuer- und Abgabenlast sei in den folgenden Jahrzehnten gesunken (S. 318, 324 f). Die den Bauern zur Verfügung stehende Menge an Nahrungsmitteln und Viehfutter sei von der Bauernbefreiung bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs von 322 kg auf 422 kg p. a. angestiegen. Die Indexzahlen für Mensch und Tier in diesem Zeitraum seien um über 30 % gestiegen (S. 293). Allerdings ist an Mironovs Berechnungen deutliche Kritik geübt worden, vor allem auch, weil er die benötigte Tierfuttermenge deutlich geringer taxierte als zeitgenössische Fachleute.<sup>4</sup> Im Übrigen ist zu fragen, ob die von Mironov für die Jahre 1896 bis 1915 angefertigte Statistik über den bäuerlichen Nahrungsmittelkonsum mit ihrem Durchschnittswert der regional und sozial differenzierten Welt der Bauern entsprach und tatsächlich einen Bezug zur bäuerlichen Realität hatte (S. 460). Mit Blick auf die in Davydovs Monographie vorgenommene soziale und regionale Differenzierung scheinen Zweifel angebracht.<sup>5</sup> Während das siebte Kapitel den Einfluss der Geographie auf Körperwachstum und Lebenserwartung thematisiert, unternimmt das achte einen Exkurs, der im Rahmen einer Fallstudie das Gouvernement Saratov im Zeitraum von 1755 bis 1915 betrachtet. Die Teile neun und zehn analysieren Ernährung und Gesundheit der Bevölkerung am Beispiel St. Petersburgs, weil dies der einzige Ort im Zarenreich ist, an dem für den gesamten Untersuchungszeitraum verlässliche Angaben für die Entwicklung der Preise und Löhne vorliegen. Der vorletzte Abschnitt behandelt die nicht selten kritischen Aussagen von Zeitgenossen über die soziale Lage der russischen Bevölkerung. Diese stehen in aller Regel in diametralem Gegensatz zur These Mironovs über den wachsenden Wohlstand. Die Untersuchung kulminiert in einem abschließenden Kapitel, das der Modernisierung und dem, wenn auch nicht gradlinig, so doch auf jeden Fall wachsenden Wohlstand der Bevölkerung im Zarenreich gewidmet ist.

Der Herausgeber des konservativen „*Novoe Vremja*“ Suvorin äußerte in einem Interview mit dem liberalen „*Berliner Tageblatt*“ über den Peterburger „Blutsonntag“, den 9. Januar 1905: „Eine von der Intelligenz versuchte und misslungene Revolte.“ Dieser Sicht hängt auch Mironov an. In den ersten elf Kapiteln präsentierte er eine Erfolgsgeschichte des Zarenstaats und seiner Modernisierung. In dem letzten Abschnitt aber öffnet er die Büchse der Pandora, indem er das Scheitern des zarischen Entwicklungsmodells erklärt.

3 vgl. MIRONOV *Social'naja istorija*, t. 1, S. 60.

4 Vgl. die plausible Kritik von SERGEJ ALEKSANDROVIČ NEFEDOV K diskussii ob urovne potreblenija v poreformennoj i predrevoljucionnoj Rossii, in: *Rossijskaja Istorija* (2011), 1, S. 73–85, bes. S. 76–77.

5 MICHAİL ABRAMOVIČ DAVYDOV *Vserossijskij rynek v konce XIX – načale XX vv. i železнодороžnaja statistika*. Sankt-Peterburg 2010, S. 242, 252–253.

Seine Erklärung hat wenig mit seinem anthropometrischen Ansatz zu tun. Auch die Sozialgeschichte wäre nur bedingt geeignet, politische Rechtlosigkeit der Bevölkerung und Polizeiwillkür zu erklären. Doch dieser Argumente bedient sich Mironov gar nicht. Daher kommt er zu Resultaten, die seiner Darstellung im zweiten Band der Sozialgeschichte widersprechen. Hier hatte er noch mit Rekurs auf den bekannten zeitgenössischen Sozialrevolutionär und späteren Soziologen an der Harvard University Pitirim A. Sorokin argumentiert, dass der Triumph der radikalsozialistischen Ideologie vor allem eine Folge der sozialen Ausdifferenzierungsprozesse der Gesellschaft gewesen sei: Der rapiden Zunahme von Armut und Hunger habe die Akkumulation sagenhaften Reichtums anderer gegenübergestellt. Indem die Propaganda der Bol'seviki den Wünschen der breiten Massen entsprochen habe, hätten sie sich deren Unterstützung gesichert.<sup>6</sup>

In seiner jüngsten Monographie hingegen macht Mironov die gebildete Gesellschaft für das Scheitern des *Ancien régime* verantwortlich. Dieser Erklärungsansatz erscheint wie *Deus ex machina* – und er überzeugt nicht. Seine Argumentation erinnert hier an Richard Pipes' mehrbändige Darstellung der Russischen Revolution: Dessen gegen die *intelligencija* gerichteter Furor findet sich auch in der vorliegenden Darstellung. Bemerkenswert ist, dass eine Ursachenanalyse der kritischen Haltung weite Teile der Gesellschaft gegenüber der Autokratie unterbleibt. Kein Wort erstens über das mangelnde Systemvertrauen der Gesellschaft als Folge eingeschränkter Öffentlichkeit, der Zensur, marginaler Partizipationsangebote, fehlender Bürgerrechte und defizitärer Rechtsstaatlichkeit. Auf die Bedrohung seiner Herrschaft reagierte das *Ancien régime* seit 1881 mit einer Militarisierung der inneren Sicherheit, die weite Kreise der Gesellschaft der Autokratie entfremdete. Der Zarenstaat befand sich auf dem Weg in einen Präventionsstaat. Folgt man Mironov, waren die politischen Verhältnisse im Zarenreich „objektiv“ gut und sie wurden spätestens nach dem Oktobermanifest immer besser. Russland habe sich in eine konstitutionelle Monarchie mit freier Presse und einer blühenden Zivilgesellschaft, deren Anfänge Mironov bereits auf das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts datiert, verwandelt (S. 666). Wenn diese Zivilgesellschaft aber so stark war, warum konnte sie dann 1917 die radikalen Kräfte nicht einhegen? Darüber hinaus verzerren die von Mironov für die Hauptstädte angeführten Zahlen in Bezug auf die Vereinsdichte das Bild der Zivilgesellschaft im Zarenreich, denn in der Provinz war ihr Organisationsgrad deutlich geringer. Diese aber hat Mironov nicht berücksichtigt (S. 663). Der Staat habe sich vielmehr in die gesellschaftliche Belange umgekehrt proportional zu deren Entwicklungsstand eingemischt. Folgt man Mironov, so hat also eine staatliche Ingerenz am Ende kaum noch stattgefunden. Seine optimistische Sicht teilen selbst unter denen, die zur Zivilgesellschaft gearbeitet haben, beileibe nicht alle. Auch wenn Manfred Hildermeier sich der Metapher eines halbvollen Glases bedient, dann schwingt eine gehörige Portion Skepsis über den Grad der zivilgesellschaftlichen Entwicklung des Zarenreichs mit. Und gerade mit Blick auf den Fortbestand der Ausnahme-gesetzgebung – der eigentlichen Konstitution des Reiches, wie Zeitgenossen urteilten –, die die Bürgerrechte aufhob, erhält Mironovs Diktum eine zynische Wendung ins Gegenteil (S. 691). Es ist bezeichnend, dass Mironov Max Webers Verdikt des Scheinkonstitutionalismus, Stolypins Staatsstreich vom 3. Juni 1907, die Mendel Bejlis-Affäre oder den „Staatsterror“ völlig ausblendet, über den die europäische Presseöffentlichkeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts intensiv berichtete.

6 MIRONOV Social'naja istorija, t. 2, S. 270.

Als Hauptcharakteristika der Moderne betrachtet Mironov die industrielle Produktion, den Rechtsstaat, die Zivilgesellschaft und die rationale Autonomie des Individuums (S. 661). Unter Modernisierung versteht Mironov unter dem Einfluss von Industrialisierung, Urbanisierung und wirtschaftlichem Wachstum die Transformation einer traditionellen und landwirtschaftlichen geprägten Gesellschaft in einen das Privateigentum an Produktionsmitteln gewährleistenden, marktwirtschaftlich organisierten, bürgerlich-demokratischen Rechtsstaat. Faktisch beschränkt sich aber sein Verständnis von Modernisierung sehr oft auf die wirtschaftliche Perspektive, vor allem die Industrialisierung, und den Staat als Akteur, ohne aber die Folgekosten für die Bevölkerung gebührend zu berücksichtigen. Mironov betrachtet dabei den materiellen Wohlstand der Bevölkerung eines Staats als Endresultat und zugleich als Index für den Erfolgsgrad eines Modernisierungsprozesses (S. 621).

Die Quintessenz der Darstellung lautet: Der russische Weg der Modernisierung war erfolgreich und effektiv. Wie kam es dann aber ungeachtet des Wohlstands der Bauern zu ihrem Landhunger? Wieso konnte der Staat hier nicht entgegensteuern? Nimmt man die landwirtschaftliche Entwicklung, die vor allem auf Flächenerweiterung, nicht aber auf Intensivierung der Produktion setzte, wie sie insbesondere auch der liberale Agrarfachmann Aleksandr A. Kaufman anmahnte, dann kann die geringe Produktivität kaum erstaunen. Mironov hingegen führt aus, die *intelligencija* habe in der Intensivierung keinen Ausweg aus der landwirtschaftlichen Krise gesehen (S. 45). Dass Mironov lobende Worte für die Stolypinschen Agrarreformen findet (S. 319, 665), überrascht nicht. Gleichwohl stellt sich die Frage, woran Mironov den Erfolg der Reformen misst? An der zunehmenden Körpergröße der Bevölkerung? Demnach wären die Epochen Peters I. und Katharinas II., in denen Russland zur europäischen Großmacht avancierte, als Fehlschläge zu deuten, weil die Durchschnittsgröße der Rekruten zurückging (S. 622). Mehr noch: Dass der Staat seine Modernisierung oft erst unter Druck wie nach dem Krimkrieg oder der Revolution von 1905 initiierte, dass seine Reformen unsystematisch erfolgten und damit möglicherweise entscheidend zu einer Krise des Herrschaftssystems beitrugen, thematisiert der Autor ebenso wenig wie die mangelnde Reformbereitschaft des Staates, beispielsweise bei der Binnenmigration, der Aufhebung der Verbannungsstrafe oder auch beim Toleranzedikt. Und ließe sich nicht auch argumentieren, dass der Erfolg sich früher eingestellt hätte und nachhaltiger gewesen wäre, wenn die zarische Regierung in stärkerem Maße sich auf dem Gebiet der Volksbildung engagiert hätte – Mironov irrt im Übrigen, wenn er dem Zarenreich attestiert, bereits die allgemeine Schulpflicht eingeführt zu haben (S. 670) – und damit einen wichtigen Beitrag zur Überwindung einer dualen Kultur, bei der die Diskrepanz zwischen Stadt und Land erheblich war, geleistet hätte? Eine solche Analyse wäre jedoch mit Kritik am *Ancien régime* verbunden gewesen. In dem erwähnten Interview mit dem „Berliner Tageblatt“ fuhr Suvorin über die Gründe des Blutsonntags 1905 fort: „Glauben Sie mir, es wäre nicht dazu gekommen, wenn wir eine vernünftige, tüchtige Regierung hätten.“ Von dieser nicht nur zeitgenössischen Sicht ist Mironov aber, weil sie seinem Interpretationsschema zuwiderläuft, weit entfernt.

Folgt man Mironovs Narrativ, fiel der zarische Staat, in dem offenbar alles zum Besten bestellt war, einer „PR-Kampagne“ der regimekritischen *intelligencija* zum Opfer (S. 671, 674, 692). Die Einseitigkeit seiner Argumentation führt dazu, dass der Staat für Mironov der Protagonist ist, während dessen radikale gesellschaftlichen Antipoden – und damit meint er insbesondere die liberal-demokratische *obščestvennost* – keinerlei konstruktiven

Beitrag geleistet, mit ihrer Propaganda nur einer Atmosphäre der politischen und wirtschaftlichen Krise das Wort geredet und damit der Revolution erst den Boden bereitet hätten. Mironov konstruiert eine Verschwörungstheorie der gesellschaftlichen Institutionen einschließlich der *zemstva* und Stadtverordnetenversammlungen gegen den zarischen Staat (S. 594, 637, 639, 665, 690). Aber wieso konnte der Staat beispielsweise mit seinem Reptilienfonds einerseits und der offiziellen Presse andererseits den Erfolg dieser gesellschaftlichen PR-Kampagne nicht verhindern?

Laut Mironov nahm die durchschnittliche Körpergröße russischer Bauern im Zeitraum 1876 bis 1880 gemessen am Vergleichszeitraum 1861 bis 1865 um drei Zentimeter zu. Dies wertet der Verfasser als Indiz wachsenden Wohlstands. Mit diesem Befund versucht er nicht nur die zeitgenössischen Ökonomen und Publizisten, die eine Pauperisierung konstatierten, zu widerlegen, sondern zieht zugleich auch gegen die Historiker zu Felde, die die These unbesehen übernahmen, folglich die sozialen Verhältnisse im Zarenreich schlechtredeten und ihm sogar eine Systemkrise attestierten. Hiergegen verwahrt sich Mironov vehement (S. 41–47, 640–674, 689). Überraschend ist allerdings dann folgender Satz: „Nichtsdestoweniger überzeugten die Bauern die gebildete Gesellschaft und die Regierung davon, dass ihre Lage unerträglich war, und erreichten eine Verringerung der Loskaufzahlungen.“ (S. 334) Waren alle Zeitgenossen blind und unwissend? Für Mironov ist dies zumindest mit Blick auf die *intelligencija* bzw. die Repräsentanten der Gesellschaft unbestritten, weil sich die zeitgenössischen Experten als Gefangene ihrer Gedankenwelt erwiesen hätten (vgl. S. 597, 600). Befindet sich allein Mironov im Besitz des Steins der Weisen? Mironov konzediert, eine über Jahrzehnte anhaltende Verbesserung des bäuerlichen Lebens bedeute nicht, dass die breite Mehrheit in Wohlstand gelebt habe (S. 662). Gleichwohl schildert er eine bukolische Idylle. Die Bauern hätten 1907 lediglich 107 Tage gearbeitet, während im Westen des Kontinents, wo die protestantische Arbeitsethik verbreitet war, 300 Tage p. a. die Norm waren (S. 557, 662). Wie lässt sich dieser Befund mit Mironovs These vom erfolgreichen Modernisierungsprozess, der doch mit Selbstdisziplinierung einhergeht, in Einklang bringen? Die von Mironov viel gescholtene *intelligencija* kritisierte die geringe Arbeitsproduktivität der Bauern, doch findet ihre Kritik ebenso wenig genauere Betrachtung wie beispielsweise die Hungersnot von 1891 in den Gebieten der mittleren Wolga. Sie forderte nicht nur über eine halbe Million Tote, sondern war das Schlüsselerlebnis für Tausende von Angehörigen der Gesellschaft, die sich von der Regierung des *Ancien régime* wegen dessen desaströsen Krisenmanagements abwendeten. Das Krisenszenario war sinnbildlich: Der Beamtenapparat traute der Gesellschaft und ihren lokalen Selbstverwaltungsorganen nicht(s) zu. Dieses fehlende Vertrauen führte zur Entfremdung, wie vielen zeitgenössischen Selbstzeugnissen zu entnehmen ist, nicht aber zu den von Mironov ausgewerteten statistischen Massendaten über Körpergrößen. Dass der Dissens in Revolutionen mündete, 1905 und 1917, ist somit eventuell weniger überraschend als es Mironov suggeriert.

1914 betrug das russische Pro-Kopf-Einkommen lediglich etwa ein Drittel des französischen bzw. des deutschen. Als Indikator des russischen Wohlstands dürfte dieses Gefälle kaum betrachtet werden können. Mironovs an das olympische Motto „Schneller, höher, weiter“ gemahnende Argumentation erinnert ein wenig an die Statistiken, mit denen Stalin seit 1929 die Industrialisierungserfolge illustrierte: Beeindruckende prozentuale Zuwachsraten. Aber diese Argumentation krankt daran, dass dem geringen Ausgangsniveau nicht gebührend Rechnung getragen wurde (S. 690).

Schließlich ein letzter grundlegender Einwand: Mironov hält die von ihm angeführten Daten für „objektiv“ (S. 22). Die Französische Revolution beispielsweise brach nicht aus, als die soziale Not am größten war, sondern nachdem eine leichte Verbesserung der Verhältnisse eingetreten war. Im Übrigen: Mit einer Verbesserung der materiellen Situation wuchsen auch Wünsche und Begehrlichkeiten. Selbst wenn sich die soziale Lage der Bevölkerung des Zarenreichs über einen längeren Zeitraum verbessert haben sollte, sagt dies nichts über eventuell enttäuschte Erwartungen aus. Nicht in Erfüllung gegangene Hoffnungen und eine wachsende Kluft zwischen Arm und Reich können durchaus der Nährboden sein, auf dem Revolutionen gedeihen. In Zahlenkolonnen über durchschnittliches Körperwachstum ist der subjektive Faktor nicht zu finden, und die Bereitschaft zur Revolution ist daraus nicht zu ermitteln. Weil menschliche Subjektivität und Irrationalität in Mironovs quantitativen Methoden keine Rolle spielen, greift seine Darstellung zu kurz. Sein Bild ist einseitig und unvollständig. Mironov attestierte beispielsweise Miljukov eine kognitive Dissonanz (S. 672); dabei ist gerade die Selektivität der informationellen Perception Mironovs stupend, indem er nicht in seine Argumentation passende Positionen schlicht nicht thematisiert. Im Übrigen berücksichtigt er auch eine wichtige Erkenntnis Roger Chartiers nicht, nämlich dass auch die gedachte Wirklichkeit Handlung leitend ist.

Als Kronzeuge des Mironovschen Narrativs figuriert wiederholt der Dichter A. A. Fet, der sich beispielsweise im klassischen paternalistischen Gestus der von Mironov zutiefst verachteten *intelligencija* über bäuerlichen (Luxus-)Konsum mokierte und insbesondere die „Putzsucht“ der Bäuerinnen verurteilte. Er vertrat die Ansicht, ein Bauer, der eine Uhr trage, sei kein Bauer mehr. Über die Gründe seines apodiktischen Urteils schwieg sich nicht nur Fet aus. Vielleicht sagt es mehr über den Urteilenden aus und dessen möglicherweise atavistische Repräsentationen der Bauern, von seinen Gleichheits- und Gerechtigkeitsvorstellungen ganz zu schweigen, als über diejenigen, die er in den Blick nahm. Im Übrigen sah sich Mironov nicht bemüht, dieses Zitat zu interpretieren. Fets Ausführungen kulminierten in der zynischen Schlussfolgerung, die Mironov implizit übernimmt, dass der Bauer vor allem gearbeitet habe, um sich Wodka kaufen zu können (S. 565). Dass Trunksucht oft Ausdruck einer verzweifelten sozialen Lage bzw. der Verarmung ist, hätte nicht in Mironovs Argumentation gepasst. Umso bemerkenswerter ist, dass Mironov weder den zeitgenössischen Diskurs um Alkoholismus einschließlich des Vorwurfs, der Staat fördere die Trunksucht, um sein Budget zu vergrößern, noch die Bemühungen der Temperenzbewegung oder auch der Arbeiterschaft aufgegriffen hat, obwohl die Auswirkungen des Alkohols auf die Volksgesundheit nicht zu negieren waren.

Eine gewisse Einseitigkeit ist auch der Literaturbasis zu attestieren. Die Werke der Kritiker Mironovs fehlen in aller Regel. Dies gilt beispielsweise für renommierte Historiker wie seine Petersburger Kollegen B. V. Anan'ič oder B. I. Kolonickij; dafür finden in dem Zitierkartell die Parteigänger Mironovs wie beispielsweise S. V. Kulikov um so mehr Beachtung. Selektiv ist die Darstellung auch bei unterschiedlichsten Topoi, zu denen Mironov nicht oder nicht intensiv gearbeitet hat. Dies gilt für Ethnizität, Nationalismus, die Zivilgesellschaft, die (Binnen-)Migration, Emigration oder auch die Russische Revolution von 1917. Wegen rechtlicher, ethnischer und religiöser Diskriminierung, aus politischen, vor allem aber aus sozioökonomischen Gründen fand zwischen 1880 und 1914 ein millionenfacher Exodus aus dem Zarenreich statt. Dass diese Auswanderung pauperisierter „Überschussbevölkerung“ insbesondere aus dem Ansiedlungsrayon, aber auch aus den polnischen Gebieten des Imperiums mit der von Mironov konstatierten Mehrung des Wohl-



stands nicht harmoniert, ist evident. Aus einem weiteren Grund ist es zu bedauern, dass Mironov die bäuerliche Arbeitsmigration nicht intensiver untersucht hat. Sein Argument, dass Bauern mit ihrem *otchodničestvo* lediglich Einnahmen kompensieren wollten, die ihnen nach 1861 wegen der Verminderung ihres Landbesitzes verloren gegangen waren, greift zu kurz. Vielmehr erwiesen sich Teile der Bauernschaft als proaktiv und leisteten mit ihrer Mobilität und ihrem Willen, sich jenseits der Landwirtschaft zu verdingen, einen wichtigen Beitrag zur Modernisierung. Der vermeintliche Motor der gesellschaftlichen Modernisierung, der Staat, hingegen versuchte mit einer Vielzahl von Gesetzen oder dem Passzwang, die bäuerliche Mobilität einzuschränken. Diesen deutlichen Widerspruch thematisiert Mironov nicht (S. 598).

Am russischen Wesen soll die Welt genesen. So könnte das Fazit der von Mironov präsentierten optimistischen Sicht auf die russische Vergangenheit von der Petrinischen Epoche bis zur Revolution des Jahres 1917 lauten. Dabei verliert er allerdings aus den Augen, dass die Überschrift und sein thematischer roter Faden, Wohlstand und Revolution, eine *contradictio in adiecto* sind. Man mag zwar den roten Faden der Interpretation Mironovs nicht teilen, die Fülle verwertbaren Materials ist aber kaum zu übertreffen.

Lutz Häfner, Göttingen

### **Von „Sturmvögeln“ und „Don Quixoten“: Vier Publikationen zu den Parteien des *neonarodničestvo* in Revolution und Bürgerkrieg**

Partija levych socialistov-revoljucionerov: Dokumenty i materialy. T. 1. Ijul' 1917 g. – maj 1918 g. T. 2, čast 1. Aprel' – ijul' 1918 g. [Die Partei der Linken Sozialrevolutionäre: Dokumente und Materialien. Bd. 1. Juli 1917 – Mai 1918, Bd. 2,1. April–Juli 1918]. Soštavitel', avtor predislovija, vvedenija i kommentariev Jaroslav Viktorovič Leont'ev. Moskva: Rosspën, 2000 und 2010. 836 und 773 S. = Političeskie partii Rossii. Konec XIX – pervaja tret' XX veka. Dokumental'noe nasledie. ISBN: 978-5-86004-139-4 und 978-5-8243-1474-8.

ALEKSANDR IVANOVIČ JUR'EV: Ėsery na istoričeskom perelome (1917–1918). [Die Sozialrevolutionäre im historischen Umbruch 1917–1918]. Moskva: Kučkovo pole 2011, 336 S. ISBN: 978-5-9950-0156-0.

SCOTT B. SMITH: Captives of Revolution: The Socialist Revolutionaries and the Bolshevik Dictatorship, 1918–1923. Pittsburgh, PA: University of Pittsburgh Press, 2011. XIX, 380 S. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-8229-4403-4.

Die Verdikte von Zeitgenossen und Historikern gleichermaßen über die *neonarodniki*, insbesondere die Partei der Sozialrevolutionäre (PSR) und die von ihr nach dem Oktoberumsturz 1917 abgespaltene Partei der Linken Sozialrevolutionäre (PLSR), sind Legion. Lenin attestierte den SR bereits in der Revolution von 1905, zu gründlicher und andauernder organisatorischer Arbeit im Proletariat unfähig zu sein. Sie könnten nur effektvolle revolutionäre Phrasen dreschen: Die SR „sind eine Art Sturmvögel, die anzeigen, dass sich im

Proletariat die Stimmung hebt“. An dieses Urteil knüpfte die nichtsozialistische Moskauer Tageszeitung „Zarja Rossii“ im Juli 1918 an. Im Unterschied zu den prosaischen und geschäftsmäßigen russischen Sozialdemokraten, die wie die Buchhalter der Revolution wirkten, verfügten die individualistischen (L)SR oft über effektvolles rhetorisches Talent und seien die Propheten, Helden und Poeten der Revolution, doch mangle es ihnen an politischer Weisheit: „Die Don Quixoten der Revolution, sie sind attraktiv auf den Seiten eines Romans; aber äußerst lächerlich in der Politik.“ Zu diesem Zeitpunkt bezeichnete Lenin die LSR bereits als „Partei der Charakterlosen“, die in einem „Sumpf von Betrug und Lüge“ versunken sei und „die Arbeit von Provokateuren“ verrichte. Auf dem V. Allrussländischen Sowjetkongress im Juli 1918 erklärte er die PLSR für „politisch tot“ – ein Urteil, das die Realität im Wesentlichen alsbald bestätigen sollte.<sup>7</sup>

Den SR und LSR ist das Werk des Professors für russische Geschichte an der MGГУ A. I. Jur'ev gewidmet. Seine Darstellung ist janusgesichtig. Eine klare Fragestellung fehlt ebenso wie ein Überblick über den Forschungsstand oder ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Einerseits distanziert sich Jur'ev von den Stereotypen der sowjetischen Forschung über den „kleinbürgerlichen“ und „konterrevolutionären“ Charakter der PSR. Andererseits rekurriert er wiederholt auf den Doyen der sowjetischen Historiographie zu konservativen, bürgerlichen und „kleinbürgerlichen“ politischen Parteien in der Russischen Revolution von 1917/18, den vor 20 Jahren verstorbenen Leonid M. Spirin. Im Übrigen ist auch Jur'evs Wissenschaftsprosa nicht frei von sowjetischen Stereotypen: Die PSR wird einer „kompromisslerischen“ (*soglašatel'skoj*) Politik sowie der „Vaterlandsverteidigung“ (*oborončeskoj*) geziehen (S. 236). Mehr noch: Lenin gilt Jur'ev weiterhin als inappellative Instanz (vgl. S. 17). Auf westliche Literatur verzichtet Jur'ev, dafür verweist er mehrfach auf den durch seine kühnen Thesen, aber nicht immer seriösen Umgang mit Quellen- und Literaturangaben bekannten russischen Exilhistoriker Jurij G. Fel'stinskij.

Die Monographie ist als Regionalstudie konzipiert, die die Parteien des *neonarodničestvo* in den Jahren 1917/18 am Beispiel der zehn Gouvernements des Zentralen Industriegebiets untersucht. Das Werk fußt auf breiter Quellenbasis, mit den Materialien der jeweiligen Gebietsarchive sowie der einschlägigen hauptstädtischen Archive einschließlich desjenigen des Geheimdienstes FSB. Darüber hinaus wurden zahlreiche zeitgenössische Publikationen, Tageszeitungen, Protokolle der Gouvernementssovjetskongresse u. a. m. herangezogen. Aber in der Quellennähe liegt zugleich eine große Schwäche; denn in bester Tradition Rankes skizziert der Verfasser, „wie es eigentlich gewesen“ sei, ohne aber sein Material zu interpretieren. So bleiben selbst haarsträubende bolschewistische Propagandaparolen unkommentiert (vgl. Jur'ev, S. 270). Daher überrascht es nicht, dass Jur'ev sich unsensibilisiert eines Kampfbegriffes des zeitgenössischen politischen Jargons bedient und „rechte“ statt einfach nur SR als Analysekategorie zur Unterscheidung von den LSR verwendet (Jur'ev, S. 178).

Hiervon hebt sich die reflektierte Semantik Smiths, der am Linfield College, Oregon, lehrt, wohltuend ab (Smith, S. 6). Smiths Monographie umfasst im Wesentlichen den Zeitraum von Anfang 1918 bis zum bolschewistischen Schauprozess gegen ein Dutzend führender SR im Sommer 1922. Ihr Ziel ist, die historiographische Sicht der PSR von ihrer sowjetisch geprägten Perspektive zu lösen und die Politik der SR als eine revolutionäre

7 W. I. LENIN Werke, Bd. 12. 4. Aufl. Berlin (Ost) 1975, S. 49–57, hier S. 53–54; Bd. 27, S. 388, 512–513, 519; Zarja Rossii, Nr. 60 (6.7.1918), S. 1–2.

Alternative zu den Bol'sheviki bzw. als dritte Kraft zwischen den beiden politischen Extremen der Roten und der Weißen zu präsentieren. Smith lässt sich von der Hypothese leiten, dass sich die PSR in Abgrenzung zu Bol'sheviki und Men'sheviki weniger von der „Sprache der Klasse“ als vielmehr von der „Sprache der Nation“ habe leiten lassen (S. XIV–XV). Er rekurriert dabei auf das Phänomen der *gosudarstvennost'*, das für zahlreiche einflussreiche sozialrevolutionäre Funktionsträger nach der Februarrevolution, insbesondere nachdem sie ab Mai 1917 Regierungsverantwortung übernommen hatten, die handlungsleitende Maxime geworden sei. Aufgrund spärlicher Informationen über SR auf lokaler Ebene nimmt die Studie vor allem die Parteiführung ins Visier (S. 174–175).

Das Verbot der seit März 1918 an Momentum gewinnenden sog. Bevollmächtigtenbewegung der Arbeiter im Juli 1918 symbolisierte zugleich das Scheitern eines legalistischen Kurses von SR und Men'sheviki, der mit der Hoffnung verbunden war, über nicht-bolschewistische Mehrheiten in den Sowjets die Politik im Land entscheidend gestalten zu können. Als Folge des Zusammenbruchs vieler Parteiorganisationen, der Pressezensur sowie des Verbots zahlreicher Sowjets durch die Bol'sheviki hatte bereits im Mai 1918 der 8. Parteirat der SR eine neue Taktik verabschiedet: den bewaffneten Kampf gegen das Regime (Smith, S. 35–36, 62, 64). Angesichts der dortigen Schwäche der Bol'sheviki sollte das sozialrevolutionäre Gravitationszentrum im Wolgagebiet liegen. Smith verdeutlicht, dass die PSR in den von ihnen kontrollierten Gebieten zwischen Spätfrühjahr und Herbst 1918 vor denselben Problemen wie die Bol'sheviki stand: Auch sie musste auf Getreiderequisition, Konstriktion und Spanndienste zurückgreifen, wenn sie ihre Herrschaft sichern wollte. Den SR gelang es nicht, weite Teile der Bevölkerung, die eine Revision der sozialen Revolution – also die Rückgabe des Bodens an die alten Eigentümer – befürchtete, für ihre politischen Ziele zu mobilisieren. Daher scheiterte die von Abgeordneten der Konstituierenden Versammlung ins Leben gerufene demokratische Wolgarepublik in Samara nach viermonatiger Existenz recht klanglos Anfang Oktober 1918 (S. 106 ff, 116–117, 120).

Ein Grund für die politische Schwäche der PSR in Revolution und Bürgerkrieg lag in den beträchtlichen innerparteilichen Meinungsverschiedenheiten, die im Herbst 1917 zur Spaltung und dann zur Gründung der PLSR führten. Diese Entwicklung ist u. a. Gegenstand der auf drei Bände konzipierten, aber mehrere Teile umfassenden Quellenedition der PLSR. Ihr Herausgeber Jaroslav Viktorovič Leont'ev kann weltweit wohl als bester Kenner der LSR gelten.<sup>8</sup> Der Dokumentation liegen nicht nur Materialien der zentralen Archive aus Moskau und St. Petersburg zugrunde, darunter des Präsidentenarchivs und des FSB, sondern auch der Ukraine und zahlreicher russischer Gebietsarchive. Beläuft sich der Umfang der Anmerkungen im ersten Band noch auf 140 Seiten, verdoppelt er sich im zweiten. Hier werden nicht nur sehr detailliert die Biographien bis hin zu den Heiratskrei-

8 Verwiesen sei u. a. auf JA. V. LEONT'EV 6 ijulja 1918 goda: regional'nyj aspekt, in: Graždanskaja vojna v Rossii: sobytija, mnenija, ocenki. Pamjati Jurija Ivanoviča Korableva, M. 2002, S. 362–388; JA. V. LEONT'EV K istorii sozdanija partii revoljucionnogo socializma, in: Političeskie partii v rossijskich revoljucijach v načale XX veka. Pod red. G. N. Sevost'janova. Moskva 2005, S. 357–377; JA. V. LEONT'EV Personal'nyj sostav CK partii levych ėserov (problemy rekonstrukcii), in: Otečestvennaja Istorija (2007), 2, S. 121–139; JA. V. LEONT'EV „Skify“ ruskij revoljucii. Partija levych ėserov i ee literaturnye poputčiki, Moskva 2007; JA. V. LEONT'EV Vse organizacii osvedomlenii obespečeny. Dokumenty rossijskich archivov o partii levych ėserov v seredine 1920-ch gg., in: Otečestvennye archivy (2008), 5, S. 93–104.

sen zahlreicher LSR ausgebreitet, sondern im Bd. 2/1 auch zusätzliche Dokumente abgedruckt.

Lediglich drei Dokumente des ersten Bands stammen aus den Sommermonaten 1917 – und damit der Zeit, in der die internationalistische Strömung innerhalb der PSR sukzessive Anhänger gewann. Im Wesentlichen werden die zentralen Parteidokumente, also die Protokolle der drei ersten Parteitage von November 1917, April und Ende Juni bis Anfang Juli 1918 abgedruckt. Im ersten Band nehmen sie zusammen mit den Überlegungen zur Revision des alten PSR-Parteiprogramms und dem provisorischen Parteistatut etwa sechs Siebtel des Umfangs der Dokumente ein.

Für den zweiten Band modifizierte Leont'ev die Editionsprinzipien. Waren anfangs nur Dokumente des Parteizentrums abgedruckt, findet nun in Ausnahmen auch die Provinz Berücksichtigung, beispielsweise mit Dokumenten von der in Smolensk stattfindenden Parteikonferenz des Westgebiets, des III. Gebietsparteitages des Urals in Ekaterinburg oder auch von der III. Stadtparteikonferenz Moskaus aus den Monaten Mai und Juni 1918 (S. 45). Während Artikel aus dem Zentralorgan der Partei, „Znamja Truda“, insbesondere im Zusammenhang mit der Propaganda gegen den Frieden von Brest-Litovsk, partiell auch von Parteiorganen aus der Provinz abgedruckt werden, verzichtet der Herausgeber weitgehend auf Verlautbarungen der LSR-Vertreter aus dem Zentralen Exekutivkomitee (VCIK), dem obersten politischen Entscheidungsorgan nach dem Oktoberumsturz, oder von den einzelnen Sowjetkongressen. Eine Ausnahme bilden die Erklärungen der LSR-Fraktion gegen die Versorgungspolitik und die Komitees der Dorfarmut im VCIK von Mitte Juni 1918 sowie der Resolutionsentwurf zur gegenwärtigen Situation auf dem V. Allrussländischen Sowjetkongress (PLSR 2/1, S. 102–107, 414–417).

Der Friede von Brest-Litovsk vom 3. März 1918 ist in zentraler Aspekt in allen vier Publikationen. Gemäß den Vertragsbedingungen verlor Sowjetrußland über 1 Mio. km<sup>2</sup> seiner Fläche, 26 % seiner Bevölkerung, 37 % der durchschnittlichen Ernteerträge, 73 % seiner Eisenproduktion und 75 % seiner Kohleförderung. In einem klaren Bruch zur früheren sowjetischen Historiographie vertritt Jur'ev die Auffassung, dass die Autorität der Bol'sheviki durch die Unterzeichnung des Friedensvertrages erheblichen Schaden genommen habe. Sie hätten einen gerechten und demokratischen Frieden versprochen und das Gegenteil erreicht (S. 215). Auch Smith betrachtet den Frieden von Brest-Litovsk als eine einschneidende Zäsur. Die Argumentation beider Autoren fällt bezüglich der PSR zusammen: Nicht die Verteidigung der Sowjetmacht habe demnach für sie auf der Tagesordnung gestanden, sondern die ganz Russlands. Smith hebt im Kontext des Friedens auf einen Paradigmenwechsel der PSR ab: In dem Maße, in dem die Sprache der Nation die der Klasse zurückdrängte, büßten die Protagonisten der sozialen Revolution, wie die linke und die linkszentristische Strömung um M. L. Kogan-Bernštejn und V. M. Černov, denen der IV. Parteitag der PSR eine Mehrheit im ZK beschert hatten<sup>9</sup>, ihren Handlungsspielraum ein. Erneut gewannen die rechtszentristischen Elemente um A. R. Goc, die die Geschicke der Partei bis zum Oktober 1917 dominiert hatten, die Oberhand. Sie reanimierten die „revolutionäre Vaterlandsverteidigung“. Die SR lehnten wie alle übrigen russischen politischen Parteien die „Kapitulation“ des Rats der Volkskommissare vor den Mittelmächten als

9 Centr Dokumentacii Novejšej Istorii Saratovskoj Oblasti, f. 151, op. 1, d. 1.7; d. 3, l. 3.

„Versklavung durch den internationalen Imperialismus“ ab und strebten mit aller Macht die Annullierung des Friedensvertrages an.<sup>10</sup>

Die wohl bedeutsamste Konsequenz des Friedensschlusses bestand für die PSR darin, dass sie letztlich im Bürgerkrieg des Sommers 1918 dem antibolschewistischen Lager beitrug. Es handelte sich aber nur um eine wenige Monate andauernde Kooperation. Dabei verdeutlicht Smith, dass das ZK der PSR ungeachtet aller Tradition für die terroristischen Attentate auf die bekannten Bol'seviki Volodarskij, Urickij und Lenin im Juni bzw. August 1918 nicht verantwortlich war. Das ZK distanzierte sich ausdrücklich von ihnen, legte aber gleichwohl gegenüber den Protagonisten des Terrorismus innerhalb der Partei einen bemerkenswerten Langmut an den Tag (Smith, S. 7, 58 ff, 74-81).

Der Waffenstillstand, die deutsche Revolution und die Annullierung des Brest-Friedens durch die Bol'seviki im November 1918 änderte ein weiteres Mal grundsätzlich die Konstellation: Der Klassenstandpunkt gewann in den Überlegungen der SR erneut die Oberhand, und V. M. Černov sondierte umgehend die Chancen einer Kooperation mit den Bol'seviki. Erst sukzessive reifte bei den SR in den Jahren 1919/20 die Überzeugung heran, dass die Bol'seviki mit ihrer eigenen Vergangenheit und den sozialistischen Parteien gebrochen hatten, dass man mit ihnen keine gemeinsamen Ziele mehr teilte. Zu diesem Zeitpunkt verfügte die PSR allerdings nicht mehr über einen organisierten Massenanhänger, um die Herrschaft der Bol'seviki ernsthaft gefährden zu können (Smith, S. 37, 41–42, 167, 182 ff).

Die LSR lehnten den Separatfrieden ab, weil er die russische Revolution nicht retten würde, sondern im Gegenteil ihre Existenz sogar aufs Spiel zu setzen drohe. Das imperialistische Lager der Mittelmächte werde gestärkt. Damit schwinde die letzte Hoffnung auf die Weltrevolution. Der ursächliche Zusammenhang von äußerer ‚Erfüllungspolitik‘ gegenüber den Mittelmächten, angespannter Versorgungslage und Fabrikschließungen durch den Wegfall der agrarischen Überschussgebiete wie auch der Kohle- und Eisenerzlager der Ukraine war für die LSR offensichtlich. Für die LSR war Lenins „Atempause“ eine Schimäre. Sie zu beenden, erschien ihnen als Panazee der Überwindung aller Übel, an denen Sowjetrußland krankte.

Die Kritik aller Sowjetparteien am Frieden von Brest-Litovsk werteten die Bol'seviki als konterrevolutionär; sie nutzten deren Propaganda als Vorwand für das Dekret vom 14. Juni 1918 über den Ausschluss der PSR und der Men'seviki aus dem Zentralen Exekutivkomitee und sukzessive aus vielen weiteren Sowjets. Teilweise kaschierten sie das und installierten revolutionäre Kriegskomitees aus verlässlichen bolschewistischen Kadern (PLSR 2/1, S. 163, 171–172; Jur'ev, S. 218–235). Die LSR hielten das Dekret für illegitim, erkannten darin einen Verstoß gegen den Wählerwillen und meinten, nur der Wähler selbst habe das Recht, einen Delegierten aus dem Sowjet abzurufen (PLSR 2/1, S. 135, 192).

Die Dekrete des Rates der Volkskommissare „Über die Ernährungsdiktatur“ und „Über die Komitees der Dorfarmut [*kombedy*]“ vom Juni 1918 vertieften die Differenzen zwischen den Bol'seviki und den übrigen sozialistischen Parteien. Beide Dekrete widersprachen nicht nur dem linkssozialrevolutionären Credo eines dezentralisierten, föderativen

10 The Socialist-Revolutionary Party After October 1917. Documents from the P.S.-R. Archives. Selected, annotated and with an outline of the history of the party during the post-revolutionary period by Marc Jansen. Amsterdam 1989, S. 75–76.

Staatsaufbaus. Sie bedrohten alle, die über „Getreideüberschüsse“ verfügten und damit auch die „werk tätige Bauernschaft“, die Klientel der PLSR. Wegen fehlender Kriterien blieb unklar, was unter „Getreideüberschüssen“ zu verstehen war. Die LSR kritisierten, dass die Requisitionsabteilungen (*prodotrjady*), die über außerordentliche Vollmachten verfügten, einen Angriff auf die Politik der lokalen Sowjets darstellten, weil sie außerhalb ihrer Kontrolle agierten und folglich ein Willkürregiment praktizierten. Das ZK der PLSR verbot Parteimitgliedern, in ihnen mitzuwirken.<sup>11</sup> Die *prodotrjady* waren verantwortlich für eine Explosion der Gewalt auf dem flachen Land (Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv Social'no-Političeskoj Istorii, f. 274, op. 1, d. 30, l. 60; Smith, S. 68).

Während alle politischen Parteien seit Jahresbeginn 1918 einen deutlichen Mitglieder-schwund zu verzeichnen hatten, erfreuten sich die LSR wachsender Popularität und steigender Mitgliederzahlen (PLSR 2/1, S. 148, 152, 159, 169). In der Tat spricht vieles dafür, dass die Bol'seviki erstens ihre Schwäche in den Sowjets, insbesondere in den Amtsbezirken, wo sie oft überhaupt nicht präsent waren, durch die Gründung der *kombedy* zu kompensieren versuchten. Zweitens ist es durchaus plausibel, dass die Bol'seviki Wachstum und Popularität der LSR als Bedrohung ihrer Machtposition empfanden und deshalb versuchten, sich ihrer zu entledigen (Jur'ev, S. 211, 272).

Den Grad der Entfremdung zwischen den einstigen Koalitionspartnern veranschaulichen die Ereignisse in Jaroslavl'. Hier forderten die LSR Anfang Juni 1918 die unverzügliche Einberufung eines außerordentlichen Gouvernementssovjetskongresses. Sie begründeten ihr Ansinnen mit der Weigerung der Bol'seviki, die Organisation der völlig unzureichenden Versorgung zu optimieren. Die Bol'seviki handelten prompt: Sie untersagten jedwede Publikation zu diesem Thema, konfiszierten die bereits gedruckten linkssozialrevolutionären Aufrufe zur Einberufung des außerordentlichen Gouvernementssovjetskongresses, verboten das LSR-Organ „Novyj Put'", bezichtigten die LSR der Macht usurpation und einer antisowjetischen Haltung. Ohne die LSR darüber zu informieren, beriefen die Bol'seviki eiligst eine Sondersitzung des Exekutivkomitees ein und ließen dieses Gremium neu wählen, was die Mehrheitsverhältnisse zu ihren Gunsten veränderte. Damit nicht genug, verhafteten die Bol'seviki auch noch mehrere LSR. Die LSR warfen daraufhin zum einen den Bol'seviki vor, diese verdankten ihre Mehrheit im Sowjet nicht der Wahl durch die Basis, sondern der bloßen Kooptation; sie sprachen dem Gremium jede Kompetenz ab und argumentierten formaljuristisch, dass nur ein Sowjetkongress ein legitimes neues Exekutivkomitee küren könne. Zum anderen stellten sie den Bol'seviki ein Ultimatum: Sollten nicht binnen weniger Stunden alle LSR aus der Haft entlassen werden, behalte sich die Partei die Freiheit des Handelns vor. Dies war eine unverhohlene Drohung, gegen die Bol'seviki mit Waffengewalt vorzugehen. In dieser Situation forderte der VCIK-Vorsitzende Sverdlov in einem Telegramm die Konfliktparteien auf, Ruhe zu bewahren. Er bezeichnete den Inzident als ein „unzulässiges Missverständnis“ und die Schließung der Zeitung als illegitim, optierte für eine Mediation, um den Konflikt beizulegen, und die Einberufung eines Sowjetkongresses zum 1. Juli. Der Konflikt schwelte gleichwohl weiter. Am 20. Juni begann der außerordentliche Gouvernementssovjetskongress. Über 300 Delegierte aus den Amtsbezirken waren erschienen. An seiner Repräsentativität und Legitimität konnte kein Zweifel bestehen, doch verweigerten die Bol'seviki, die nur wenige

11 V. A. KARELIN *Bor'ba s golodom*. Moskva 1918, S. 21, 24, 26; PLSR 2/1, S. 91, 95, 99, 102–107, 146–147, 165, 181, 188–189; JUR'EV S. 261.

Delegierte stellten, ihm die Anerkennung. Sie verwiesen auf den von ihnen zum 1. Juli anberaumten Kongress, der allerdings bäuerliche Stimmen gegenüber den städtischen im Verhältnis von 1:5 benachteiligte. Unter anderem durch diesen Stimmenproporz verhinderten die Bol'sheviki eine Mehrheit der LSR, die den Kongress verließen und separat mit den Repräsentanten der Amtsbezirke weitertagten. Außerdem hatte Moskau die Bol'sheviki in Jaroslavl' angewiesen, alles daran zu setzen, die LSR an der Übernahme wichtiger Funktionen zu hindern.<sup>12</sup>

Den „Kurs der Sowjet-Politik revidiert“ zu haben (*vyprjamila liniju sovetskoj politiki*), avancierte zum Credo der LSR vor allem auf ihrem III. Parteitag (vgl. Variationen dieser Formulierung PLSR 2/1, S. 48, 131, 167, 176, 182, 192, 651). Das Kalkül der LSR, durch eine Mehrheit auf dem V. Sowjetkongress ihre politischen Vorstellungen durchsetzen zu können, schien aufzugehen. Unter den bis zum 1. Juli 525 eingetroffenen Kongressdelegierten waren – wie verschiedene Tageszeitungen berichteten – nur wenig mehr Bol'sheviki als LSR. In den folgenden Tagen sicherten sich die Bol'sheviki durch verschiedene Manipulationen ihre absolute Mehrheit auf dem Kongress. Für die LSR stellte sich die Frage: Was tun? Wenn sie sich nicht in ihr Schicksal fügen und die Beschlüsse der fingierten bolschewistischen Mehrheit auf dem V. Allrussländischen Sowjetkongress akzeptieren wollten, dann blieb nur eine letzte Handlungsoption. Das Attentat auf den deutschen Gesandten Mirbach war der Versuch, durch ein *fait accompli* die Außenpolitik Sowjetrusslands zu revidieren. Mit einigen auf den 7. Juli datierten Erklärungen und Aufrufen der LSR zum Attentat auf Mirbach und dem sog. „Juli-Putsch“ endet dieser zweite Band der Dokumentensammlung.

Auf beeindruckend breiter Materialbasis aus sieben Archiven in Moskau, Petersburg, Stanford und Amsterdam, von 80 Periodika, mehreren Dutzend sozialrevolutionärer Broschüren, Erinnerungen, Pamphleten usw. hat Smith eine gut leserliche, nuanciert und plausibel argumentierende Darstellung über den „Schwanengesang“ der PSR verfasst. Allerdings fehlt ein Schluss. In einem Diminuendo, das in gewisser Weise dem sukzessiven Absterben der Parteizellen, der nahezu landesweiten Einstellung der Parteiarbeit – und zwar keineswegs in erster Linie als Folge der Zerschlagung durch die ČK –, dem Desinteresse der sowjetischen Öffentlichkeit auch als Folge einer wachsenden Depolitisierung beispielsweise der Arbeiterschaft (Smith, S. 253 f) entspricht, klingt diese Untersuchung aus. Ihre Schlussbetrachtungen haben mit dem Untersuchungsziel und -zeitraum kaum etwas gemein.

Folgendes Gesamturteil lässt sich ziehen. Mag auch die Regionalstudie Jur'evs Schwächen aufweisen, so ist ihre Detailfülle bemerkenswert. Wer sich mit den SR bzw. LSR in Revolution und Bürgerkrieg beschäftigt, sollte auf die hier vorgestellten Werke nicht verzichten.

*Lutz Häfner, Göttingen*

12 Centr Dokumentacii Novejšej Istorii Jaroslavskoj Oblasti, f. 1, op. 27, d. 57, ll. 6, 9, 11–14, 16–18, 20–20 ob; op. 27, d. 13, l. 4; f. 394, op. 3, d. 15, ll. 5–6; PLSR 2/1, S. 100, 112, 127–133, 608, 615 ff; JUR'EV S. 254–257.

## REZENSIONEN

Tobacco in Russian History and Culture. From the Seventeenth Century to the Present. Edited by Matthew P. Romaniello and Tricia Starks. London [etc.]: Routledge, 2009. X, 295 S., Tab., Abb. = Routledge Studies in Cultural History, 10. ISBN: 978-0-415-99655-6.

Writing the history of commodities is an established academic pursuit, and the story of Russia's love of alcohol is fairly well documented. The history of tobacco in Russia? – not so much. The present collection, nurtured in three sessions at the AAASS National Convention in 2007, is therefore especially welcome both for its scholarship and for the generous bibliography found in the notes to each contribution.

Tobacco was banned in Muscovy for seventy years in the seventeenth century, a prohibition unmatched elsewhere. Today, "more people smoke in Russia than just about anywhere else in the world." Early-modern and twentieth-century studies dominate this volume. No fewer than four of its fifteen substantive essays are dedicated to the period before Tsar Peter removed the ban in 1697. Four more deal with the recent period, including an interview with a late Soviet tobacco-plant director, the West's cigarette tobacco invasion from Cold War to the post-Soviet era, and the contemporary situation where smoke stains all aspects of public life. Sandwiched between these bookends are fine essays on 19th-century literary images of smoking, Old Believer aversion to tobacco, studies of tobacco advertising and of the transition from private to Soviet production, and of anti-tobacco campaigns.

Carefully edited and produced, this fine volume summarizes the current state of the field, and will become the essential starting point for future research.

*Max J. Okenfuss, St. Louis*

ANGELA HARRE: Wege in die Moderne. Entwicklungsstrategien rumänischer Ökonomen im 19. und 20. Jahrhundert. Wiesbaden: Harrassowitz, 2009. 249 S., 6 Abb. = Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas, 18. ISBN: 978-3-447-06003-5.

Obwohl Rumänien seit 2007 Mitglied der Europäischen Union ist, erfährt dieses Land bislang innerhalb der ‚europäischen Öffentlichkeit‘ nur

eine sehr selektive Aufmerksamkeit, die summarisch entweder auf touristische Aspekte reduziert ist oder exklusiv tagespolitische, zumeist negative Erscheinungen wahrnimmt. Eine intensive Diskussion des rumänischen Staates in seiner Gesamtheit, seiner Gesellschaft und seinen historischen Wurzeln findet selbst in der Wissenschaft nur marginal statt. Erfreulicherweise sind ungeachtet dessen von universitärer Seite zu diesem Thema Monographien und Sammelbände erschienen, die eine geistige Auseinandersetzung mit Rumänien immerhin dokumentieren, auch wenn eine breitere Rezeption dieser Publikationen bislang allerdings noch auf sich warten lässt (etwa L. Boia: Geschichte und Mythos. Über die Gegenwart des Vergangenen in der rumänischen Gesellschaft. Wien 2003; Krista und Cornelius Zach (Hg.): Modernisierung auf Raten. München 2004; Thede Kahl / Larisa Schippel: Kilometer Null. Politische Transformation und gesellschaftliche Entwicklungen in Rumänien seit 1989, Berlin 2010). Dabei wären gerade diese Studien dazu geeignet, das Verständnis Rumäniens auf eine neue Basis zu stellen. Sie versuchen jene aus westlicher Perspektive oftmals nur schwer nachvollziehbaren Entwicklungen dieses Kulturraumes nicht nur in einen Kontext mit dem allgemeinen Wandel zu stellen, sondern auch die Genese des rumänischen Staatsverständnisses über eine tiefgreifende Innensicht zu beleuchten. Der bibliographische Anhang bei Harre bietet ein breites Spektrum der zu diesem Thema verfügbaren Sekundärliteratur.

Die Autorin legt mit der Publikation ihrer an der Europa Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder 2007 angenommenen Dissertation eine konzise Studie vor, die auf Basis der Diskursanalyse einen dichten Überblick über die rumänischen Entwicklungstheorien im Wesentlichen von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges liefert. Als Koordinatorin des Forschungsschwerpunktes „Agrarismus in Ostmitteleuropa 1880–1950“ an der Forschungsstelle für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Viadrina verfolgte Frau Harre im Besonderen die Rezeptionsgeschichte der spezifisch rumänischen Modernisierungstheorien und ihrer jeweiligen Interpretation bzw. zeitgenössisch wie räumlich angepassten Umformung. Schon zuvor hatte sie sich in ihrer Abschlussarbeit zum rumänischen Nationalökonom Mihail



Manoilescu mit diesen Fragen auseinanderzusetzen. Harre gliedert die vorliegende Arbeit entsprechend den Hauptrichtungen rumänischer Modernisierungsbewegungen in vier zentrale Abschnitte (Traditionalismus, Industrialismus, Agrarismus und Faschismus). Damit wird eine Chronologie suggeriert, die Harre aber geschickt auflöst, indem sie durch Rückblicke in den betreffenden Kapiteln immer wieder auf die zeitweise Parallelität dieser Modelle mit ihrer jeweils unterschiedlichen zeitgenössischen Bedeutung verweist. Im Vergleich zur relativ gut ausgeleuchteten Zwischenkriegszeit fehlt jedoch für das 19. Jahrhundert eine Darstellung des politischen Systems. So könnte schon eine Skizze der Verfassungsrealität den nötigen Kontext zu den jeweiligen Modernisierungstheorien herstellen.

Regional beschränkt Harre ihre Studie auf den Raum des Regatul Vechi bzw. die Fürstentümer Moldau und Walachei. Den siebenbürgischen Raum spart die Autorin mit dem Hinweis auf die Verschiedenheit des Wirtschaftsdenkens aus (S. 18). Dadurch werden gleichzeitig die erheblichen strukturellen Differenzen zwischen Altreich und neuen Territorien, mit denen Großrumänien nach 1918 konfrontiert war, unterstrichen. Harre vergibt sich damit allerdings die Möglichkeit einer vergleichenden Analyseachse zwischen diesen Räumen mit stark fragmentierten Entwicklungsgeschwindigkeiten. Deutlich zeigt sich dies in den zeitweise nicht zu umgehenden Rückgriffen auf Entwicklungen in Siebenbürgen, deren Bedeutung für die rumänische Staats- und Nationsidee unbestritten bleibt und auf die Harre zeitweise argumentativ zurückgreifen muss (vgl. S. 38, 86). Die ohnedies schon für das Altreich vielschichtig und kompliziert gelagerte Rezeptionsgeschichte europäischer Modernisierungstheorien hätte sich andererseits durch eine Einbeziehung eines stark westlich angebundenen Raumes wie Siebenbürgens (oder der Bukowina) erheblich – wohl auch auf Kosten der inneren Verständlichkeit – ausgeweitet.

Das hier ausgebreitete diskursive Spannungsfeld Entwicklungsmodelle – Alternativen – Strategien (der Umsetzung) lässt sich vereinfacht auf ein in Rumänien geprägtes geradezu stereotypes Schlagwort eindampfen, das für die dortigen Modernisierungsbewegungen vielfach zutrifft: Formen ohne Inhalt. In allen vier analysierten Ismen spiegelt sich letztlich ungeachtet ihrer program-

matischen Differenzen eine persistent zwiespältige Haltung der regierenden Elite gegenüber den diffus bleibenden Massen der bäuerlichen Bevölkerung. Selbst die zeitweise von der Unterstützung der Bauernschaft erheblich profitierende Strömung des Agrarismus hatte weniger die Demokratisierung der Gesellschaft zum Ziel denn die Errichtung einer „Bauernndiktatur mit demokratischem Antlitz“ (S. 204). Auch der Faschismus wusste lediglich diesen Bevölkerungsteil geschickt zu instrumentalisieren, indem er ihm Stabilität und eine radikale Abkehr von dauernden Reformen versprach. Die von Harre nur mehr rudimentär im Ausblick angerissene Periode des Sozialismus nach 1945 zeigt zahlreiche Kontinuitäten und Persistenzen während der Ären von Dej und Ceaușescu auf. Insofern unterscheidet sich Rumänien deutlich von anderen vormaligen Mitgliedsstaaten des RGW, wo der Bruch mit dem Staatssozialismus wesentlich klarer war.

Die im 19. Jahrhundert bewusst verhinderte Herausbildung eines städtischen Bürgertums als klassischem Träger von Modernisierung und gesellschaftlicher Umgestaltung bzw. eine dazu spiegelbildliche isolationistische Haltung der Eliten nach außen ohne Bereitschaft zur Schaffung einer breiten gesellschaftlichen Machtbasis führte in der Konsequenz zu einer ausgesprochen dichotomen Gesellschaft, deren strukturelle ‚Defizite‘ sich im heutigen Rumänien sowohl in gesellschaftlicher als auch in räumlicher Hinsicht nach wie vor stark durchpausen. Die von der Autorin ausgewählten wenigen und als Einstieg zum jeweiligen Kapitel bewusst platzierten zeitgenössischen Photographien Willy Praghers verdichten auf ihre Weise diese Situation. Sie unterstreichen oftmalige Parallelitäten, die Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit. Die beigelegte Literaturliste eröffnet zudem in ihrer Zusammenstellung auch den Zugang zu einem bibliographisch sonst nur schwer zu erschließenden Fundus an gedruckten Primärquellen, wemgleich es leider verabsäumt wurde, bei den nicht publizierten Manuskripten deren Standort anzugeben.

Frau Harre legt mit ihrer Studie insgesamt einen fundamentalen Beitrag nicht nur zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Rumäniens vor, sondern liefert damit auch einen wesentlichen Eckstein zum Verständnis des Gegenwärtigen.

*Kurt Scharr, Innsbruck*

„Gebiete über die Völker in den Filzwandzelten“. Steppenimperien von Attila bis Tschinggis Khan. Erträge des Internationalen Symposiums an der Karl-Franzens-Universität Graz, 28.–29. September 2006. Hrsg. von Johannes Gießauf und Johannes Schneider. Graz: Selbstverlag der „Grazer Morgenländischen Studien“, 2009. 157 S., Abb. = Grazer Morgenländische Studien, 7. ISBN: 978-3-902583-05-5.

Der vorliegende Band ist ein typischer, mit drei Jahren Verspätung erschienener Tagungsband – mit allen diesbezüglichen Stärken und Schwächen. Hinsichtlich der allgemeinen Konzeption von Tagung und Band ist positiv hervorzuheben, dass die verschiedenen Steppenimperien von den Hunnen über die Awaren und Ungarn bis hin zu den Mongolen und ihren Nachfolgern in den Blick genommen werden. Dieser komparatistische Ansatz verspricht einen intensiven Zugriff auf einen an schriftlichen wie nicht-schriftlichen Quellen gleichermaßen armen und dennoch bedeutenden Forschungsgegenstand. Leider ist der Ansatz aber mit Ausnahme des Artikels von Walter Pohl (Steppenimperien in Mitteleuropa: Hunnen, Awaren, Ungarn, S. 17–29)

nicht aufgegriffen worden. Alle anderen Beiträge sind mehr oder weniger breit angelegte Studien zu Einzelthemen. Dies schmälert selbstverständlich nicht ihren Wert, aber so ist doch eine Chance vertan. Die Beiträge selbst weisen die bei Sammelbänden so oft zu beobachtende extreme Spreizung hinsichtlich ihrer Qualität auf, die wohl nur durch ein konsequentes Begutachtungsverfahren hätte beseitigt werden können. Seitenweise werden allenfalls sporadisch Anmerkungen eingearbeitet, obwohl alles andere als bloßes Handbuchwissen wiedergegeben wird. Das macht die Arbeit mit den Ergebnissen schwierig.

Doch konzentrieren wir uns auf die inhaltlich hervorzuhebenden Aufsätze. Dies sind zuvorderst die Beiträge der beiden Herausgeber. Gießauf beschäftigt sich mit dem Thema „Lichtgestalt oder Gottesgeißel? Europäische Wahrnehmungen Tschinggis Khans“ (S. 47–63). Er führt hierbei sprachlich elegant und mit erkennbarer Freude durch die Jahrhunderte (west-)europäischer Rezeption vom Dominikaner Julian (1237/8) bis zur unheiligen Schlagerkombination

Ralph Siegel (Komponist) und Bernd Meinunger (Agrarwissenschaftler!), die mit ihrem Beitrag zum Eurovisions Song Contest einen erheblichen Einfluss auf das heutige Bild Tschinggis Khans gewannen. Trotz der pointierten Schreibweise verliert Gießauf nie den Erkenntnisgewinn aus den Augen, und seine Arbeit ist allein schon aufgrund der Zusammenstellung der einschlägigen Tschinggis-Khan-Bilder aus acht Jahrhunderten lesenswert. In einem gleichfalls gelungenen Aufsatz setzt sich Steiner mit den Frauen an der Seite des mongolischen Herrschers auseinander („In bed with Genghis Khan“, S. 65–80). Deziert geht er dabei auf die Funktionen der Beziehungen Tschinggis Khans ein, ohne die sich schon aus der hohen Anzahl seiner Nachkommen erschließende biologische Komponente zu verschweigen. Ein weiterer, inhaltlich besonders gelungener Aufsatz ist die Abhandlung über „Die altrussischen Fürstentümer unter der Herrschaft der Goldenen Horde“ (S. 81–113) von Hartmut Rüb. Profund bietet der Verfasser einen Überblick über den Gegenstand, aber man bedauert, dass dieser gehaltvolle Beitrag in einer abgelegenen Publikation steht und zudem recht selten auf vertiefende Literatur verwiesen wird, die eine intensivere Einarbeitung in das Thema ermöglichen würde.

Kommen wir an dieser Stelle zu einigen inhaltlichen Kritikpunkten: Veronika Veits „Ein Mann für jede Gelegenheit“. Versuch der Annäherung an den historischen Tschinggis Khan“ (S. 31–46) will letztlich eine Charakterisierung vornehmen, sich also von der Wahrnehmung lösen. Bereits methodisch können an diesem Vorhaben Zweifel angemeldet werden, und wenn die Verfasserin dann ganz bewusst und gezielt nur solche Aussagen auswählt, die den Khan als hervorhebenswert beschreiben (vgl. S. 33), dann wird der Ansatz aus der historischen Perspektive absurd. Ebenfalls methodische Zweifel sind m.E. gegen die Vorgehensweise Katharina Gansters in „Arma autem ista ad minus omnes debent habere“. Die Mongolen und ihre Bewaffnung“ (S. 115–137) vorzubringen. Ganster unterstellt implizit hinsichtlich der Bewaffnung jahrhundertalte Kontinuitäten der Steppenvölker, und zwar nicht nur grundsätzlicher Natur, sondern sogar bei technischen Details. Im Einzelfall mag es zutreffend sein, die Bau- oder Funktionsweise eines Objektes mit Hilfe entfernter Vergleichsobjekte

jekte zu entschlüsseln. Dies aber methodisch unreflektiert zum Prinzip für die Analyse eines Arsenal aktiver und passiver Bewaffnung zu machen, erscheint doch fragwürdig.

Abschließend bleibt noch ein Hinweis auf die Erscheinungsform des Bandes: Rein optisch erinnert er mit seinem 1,5-zeiligen Kopierdruck doch sehr stark an eine auf A5 verkleinerte Magisterarbeit der frühen neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts – ein Umstand, der nicht nur ästhetisch störend ist, sondern auch die Lesbarkeit deutlich verringert. Vor dem Hintergrund der heute auch für schmales Geld vorhandenen Möglichkeiten ist dies einfach nicht mehr zeitgemäß.

*Raoul Zühlke, Münster*

ELENA A. RYBINA: *Novgorod i Ganza* [Novgorod und die Hanse]. Moskva: Rukopisnye pamjatniki Drevnej Rusi, 2009. 320 S., Abb., Taf. = Velikij Novgorod, 1150. ISBN: 978-5-9551-0331-0.

Die in Moskau lehrende Verfasserin ist seit Jahrzehnten maßgeblich an den sommerlichen Ausgrabungen in Novgorod beteiligt und dabei für die Untersuchung der handelsgeschichtlich relevanten Funde zuständig. Zugleich erarbeitete sie sich eine gründliche Kenntnis der schriftlichen Quellen zur Novgoroder Handelsgeschichte. Neben zahlreichen Aufsätzen veröffentlichte sie 1978 eine Monographie über den Novgoroder Fernhandel im Lichte des archäologischen Materials und 1986 ein Buch über die ausländischen Handelshöfe in der Volchovstadt. Zusammengefasst hat sie ihre Ergebnisse in dem grundlegenden Werk „Der Handel des mittelalterlichen Novgorod. Historisch-archäologische Studien“ (Torgovlja srednevekovogo Novgoroda. Istoriko-archeologičeskie očerki. Velikij Novgorod 2001. 390 S.).

Das hier anzuzeigende Buch ist für einen breiteren Leserkreis bestimmt. Von Kürzungen und einigen Aktualisierungen abgesehen, bietet es in seinem Hauptteil im Prinzip dieselben Fakten, überzeugenden Erklärungen und Anhaltspunkte für Infragestellungen wie das Buch von 2001. Die auch dort schon knappen Ausführungen über den Süd- und Südosthandel Novgorods sind jetzt weggelassen, stattdessen wird die Hanse als Partner Novgorods stärker berücksichtigt.

Nach der Darstellung der Quellen- und Literaturlage betrachtet Rybina „Novgorod im Ostseeraum im 10.–12. Jahrhundert“. Damit gelangen die skandinavischen und westslavischen Verbindungen der Stadt in das Blickfeld. Ausgehend vom Fokus des Buches auf deutsche Beziehungen, vermisst man hier eine Berücksichtigung der Quellenhinweise auf mögliche erste Kontakte zwischen Novgoroder und deutschen Kaufleuten in Wollin (Adam von Bremen, 1075), Stettin und dänischen Städten, darunter Schleswig. Originell und sehr beachtenswert sind die Auffassungen der Autorin zum Kontext der Gründung des deutschen St. Peterhofes in Novgorod. Ihre Schlussfolgerung, dass dieser 1192 gegründet worden sei, wird heute in der Literatur fast durchweg akzeptiert.

Im anschließenden Kapitel über das 13. Jahrhundert spricht Rybina von einer zunächst noch andauernden vorhansischen Periode und dann von der Entstehung der Hanse. Damit weicht sie von der heutigen deutschen Hanseforschung ab, welche die frühhansische Zeit bereits im dritten bis fünften Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts beginnen lässt. In diesem Kapitel stößt man ebenso wie in den folgenden auf die Abschnittsüberschrift „Chronik der Ereignisse“. Dies signalisiert eine weitgehend an der zeitlichen Folge orientierte narrative Darstellungsweise, die dem Leser auch die Blüte des Hansehandels in Novgorod während des 14. Jahrhunderts und den Niedergang in der Folgezeit quellennah und zugleich leicht fassbar vor Augen führt. Beim auffallend knappen Eingehen auf die in der Forschung kontrovers gedeutete Schließung des Hansekantors im Jahre 1494 und bei der Behandlung der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist zu spüren, dass Rybina die beachtenswerten Untersuchungsergebnisse von Erik Tibergh nicht kennt. Ihre Darstellung reicht bis ins 17. Jahrhundert.

In zusätzlichen systematischen Abschnitten behandelt die Autorin die Geschichte des ursprünglich skandinavischen Gotenhofes und allgemeine Charakteristika des Hansekantors und des Warenaustausches. Ein eigenes Kapitel widmet sie außerdem dem westlichen Fundmaterial, wobei sie betont, dass die massenhafte Zufuhr von Buntmetallen und Bernstein der Versorgung des Novgoroder Handwerks mit Rohstoffen diene. Dies widerspricht der traditionellen Vor-

stellung, dass beim Hansehandel Fertigwaren aus dem Westen gegen Rohstoffe aus dem Osten getauscht wurden. Aufgrund einer Massierung von Importfunden auf einzelnen Novgoroder Hofgrundstücken erkennt Rybina diese als Anwesen von Kaufleuten. Ausgrabungen auf dem Territorium des Gotenhofes förderten Gegenstände des Alltagslebens seiner Bewohner aus einer Zeit zutage, in der sich der Hof in hansischem Pachtbesitz befand. Diese hier wiederholt dargelegten Ergebnisse der Autorin stellen eine gar nicht zu überschätzende Bereicherung unseres Bildes vom Handel in Novgorod dar.

Ein Zusatzkapitel mit der Darstellung der sprachlichen Beziehungen zwischen den Novgorodern und den Hansen aus der Feder der Moskauer Germanistin Ekaterina Skvajrs passt sehr gut zum Gesamttext. Außerdem wird eine ausführliche deutsche Zusammenfassung geboten (S. 250–270). Zu den Beilagen gehört eine Übersetzung der wichtigen vierten Redaktion der „Novgoroder Schra“, der Hofordnung des Hansekantors, aus dem Mittelniederdeutschen ins heutige Russisch. Schließlich folgt ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Das Buch enthält überraschend viele zum Thema passende Illustrationen. Aus der Sicht des Forschers ist jedoch das Fehlen von Belegen im Haupttext ausgesprochen nachteilig.

*Norbert Angermann, Hamburg*

OLIVER JENS SCHMITT: *Skanderbeg. Der neue Alexander auf dem Balkan*. Regensburg: Pustet, 2009, 432 S., Abb., ISBN 978-3-7917-2229-0.

Geht man von den Ergebnissen seines politischen und militärischen Wirkens aus, ist Georg Kastrioti Skanderbeg (1405–1468), wie der Autor resümiert, eine eher tragische Gestalt (S. 349). Alle Versuche, wirksame Unterstützung von benachbarten Mächten zu erhalten, waren schließlich gescheitert. Der Widerstand gegen die Durchsetzung der osmanischen Herrschaft auch im Raum des heutigen Nordalbanien war am Ende doch gebrochen, das Land verwüstet und entvölkert. Blickt man hingegen auf Skanderbegs Handeln und seine Ziele selbst, so kann man leicht nachvollziehen, wie fasziniert seine Zeitgenossen von ihm waren und dass die Nachwelt ihn als Helden in Erinnerung behalten hat.

Es ist nun das Anliegen von Oliver Schmitt,

nicht nur den Lebensweg von Skanderbeg nachzuzeichnen, sondern dem Leser zugleich die Welt vorzustellen, in der er gewirkt hat, von der er geprägt war. Neben der Erfassung von publizierten Quellen und Forschungsliteratur, neben der Erschließung weiterer verstreuter Archivalien gehörten zu Schmitts Recherche auch Reisen in die Region, um sich eine bessere Anschauung vom damaligen Geschehen an den verschiedenen Schauplätzen machen zu können. Die meisten der dem Band beigegebenen Fotos entstanden auf diesen Reisen.

Als Sohn von Ivan Kastrioti, einem Aufsteiger unter den albanischen Adelsfamilien, 1405 geboren, wurde Georg Kastrioti 1423 Sultan Murad II. als Geisel übergeben. Er wurde Muslim und machte eine Karriere im Dienst des Sultans, erhielt den Beinamen Skanderbeg, „Herr Alexander“. Als der Vater 1443 auf Geheiß des Sultans ermordet wurde, begann Skanderbeg, verbündet mit anderen Adligen, einen Aufstand und kehrte zum Christentum zurück, seine Beinamen behielt er. Um Rückhalt sowohl gegen die Osmanen als auch Venedig, das seine Interessen im Küstengebiet bedroht sah, zu gewinnen, wandte sich Skanderbeg 1550 an Alfons V. von Neapel. Papst Pius II. setzte sich für Skanderbeg ein; der Tod dieses Papstes 1664 ließ die Pläne für einen Feldzug zur Errichtung eines epirotischen Königreiches scheitern, denn das dafür gezimmerte Bündnis zerfiel. Skanderbeg starb 1467 am Fieber. Zu der Zeit war schon absehbar, dass sein Kampf verloren war. Die Venezianer rechneten nicht mehr auf ihn, die Osmanen gingen zur Offensive über.

Die Darstellung wechselt zwischen chronologisch orientiertem Erzählen und systematischer Behandlung von Einzelaspekten. Auf das erste Kapitel, das die Zeit bis zur Wendung nach Westen 1550 umfasst, folgt die „Anatomie eines Aufstandes“ zu Themen wie Charisma, Herrschaft und Gefolgschaft, zur Rolle von Verwandtschaftsbeziehungen, Kriegsfinanzierung, Burgenbau und Art der Kriegsführung. Im Kapitel „Ein Held der Renaissance“ behandelt Schmitt die immer weitergehende Verschränkung von Skanderbegs Zielen und mit dem Kalkül der Mächte in Italien. Immer mehr sah man in ihm einen neuen Alexander, der wie Alexander der Große seine Gegner überwinden und ein neues Reich begründen könnte. Die Überschrift

„Der totale Krieg“ für das letzte Kapitel verweist auf die Brutalisierung der osmanischen Kriegsführung gerade wegen des so langen hartnäckigen Widerstandes der anderen Seite.

Ein letztes Kapitel gilt den Folgen des gescheiterten Widerstandes und der Erinnerungskultur um Skanderbeg. Die albanische Stammesbildung vollzog sich erst jetzt innerhalb der Bevölkerungsteile, die sich aus dem Küstengebiet in die Berge zurückgezogen hatten. Viele Christen flohen nach Italien. Zur Entfaltung des Nachruhs von Skanderbeg hat das wahrscheinlich 1508 erschienene Werk des aus Skutari stammenden katholischen Geistlichen Marinus Barletius entscheidend beigetragen. In Abgrenzung von der Barletius gegenüber sehr skeptischen Forschung des 20. Jahrhunderts hält Schmitt dessen Erzählung unabhängig von der Verklärung Skanderbegs für weitgehend zuverlässig, da sie durch neue Quellenfunde bestätigt wird (S. 341). Außerhalb der gelehrten Schriftkultur ist die Erinnerung allmählich verblasst. Erst im 19. Jahrhundert wurde Skanderbeg durch Intellektuelle ‚wiederentdeckt‘, und er konnte zum Symbol der albanischen Nationalbewegung werden.

Die Darstellung in den Kapiteln zur Lebenszeit von Skanderbeg besticht durch die Dichte und Lebhaftigkeit der in weiten Teilen von Quellenzitaten getragenen Erzählung, durch die minutiöse Rekonstruktion von Abläufen, durch die anschauliche Schilderung von Landschaft und Lebensformen. Die von der Fülle des Erzählten hervorgerufene ‚Unübersichtlichkeit‘ ist gewollt, sie entspricht der Wahrnehmung der damaligen Akteure, der Wechselhaftigkeit ihrer Haltungen.

Darauf zielt anscheinend auch Schmitt ab, wenn er noch einen Abschnitt mit der Überschrift „Ein Aufstand und sein Anführer – Versuch einer Deutung“ folgen lässt. Eher ist es ein Perspektivwechsel hin zu Generalisierungen, die sich aus vorgegebenen Interessen und Konstellationen, aus dem Verhalten der Akteure ableiten lassen, vor allem davon, „dass auf beiden Seiten [...] die Bruchlinien nicht entlang klaren räumlichen, gesellschaftlichen und sprachlichen Grenzen verliefen“ (S. 321). Entscheidend für die Region war die Spaltung zwischen denen, die sich mit der osmanischen Herrschaft arrangieren wollten, und denjenigen, die sie ablehnten und zum Widerstand bereit waren. Ethnos und Sprache wirkten nicht als Faktoren der Mobilisie-

rung. Für die Identität war die Religion entscheidend. Der Aufstand war von Christen des östlichen und des westlichen Ritus getragen, auch wenn die Kämpfer wahrscheinlich nur sekundär religiös motiviert waren. Skanderbeg selbst bediente sich zunehmend einer religiösen Rhetorik (S. 324).

Bei den Küstenstädten fand Skanderbeg keinen Rückhalt; er stützte sich auf die kleinen Burgstädte und die Hirtenwelt des Hinterlandes. Die Grenzen des von ihm gehaltenen Territoriums waren fließend, die Herrschaft war durch persönliche Bindungen begründet.

Dem lokalen Adel war eigentlich nur an der Aufrechterhaltung der seit 1370, seit dem Niedergang des serbischen Nemanjidenreiches, entstandenen Kleinherrschaften gelegen, so dass er sich Skanderbeg nur schwerlich unterordnete und später von ihm abfiel. Erst das klare Bekenntnis zum Katholizismus machte den „neuen Alexander“ im Westen als Verbündeten akzeptabel; mit diesem Schritt trat Skanderbeg aus den üblichen Verhaltensnormen seiner Umwelt heraus.

In einem Anhang gibt Schmitt Einblick in seine „Werkstatt des Historikers“, indem er die zentralen Quellen vorstellt und bewertet und einen Überblick über die Forschungsgeschichte gibt. Er erläutert die Verwendung von Ländernamen, Ethnonymen und Ortsnamen. So ist für ihn das „Albanien“ seiner Zeit eine rein geographische Größe, die sich zudem nicht mit dem Sprachraum des Albanischen deckt (S. 353). Eine Karte, der Anmerkungs- und Quellen- und Literaturverzeichnis und ein detailliertes Register beschließen den Band. Bei einer Neuauflage ließe sich um der besseren Übersicht für den Leser willen noch eine auf das Leben von Skanderbeg konzentrierte Zeittafel beifügen.

Man kann dieses Buch, das an die schon vorher zahlreichen Publikationen des Autors zum spätmittelalterlichen Albanien wie auch zu Skanderbeg selbst anschließt, unter ganz verschiedenen Perspektiven lesen: als die weit ausgeführte Biographie von Skanderbeg, als strukturgeschichtlich angelegtes Zeitgemälde des südlichen Adriaumes, als Beispiel für die Dekonstruktion von nationalgeschichtlichen Vereinnahmungen. In jedem Falle sind Erkenntnisgewinn und Lesevergnügen miteinander in bester Weise verbunden.

*Ludwig Steindorff, Kiel*

Russland, der Ferne Osten und die „Deutschen“. Hrsg. von Heinz Duchhardt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2009. VI, 121 S., 5 Abb. = Veröffentlichung des Instituts für Europäische Geschichte Mainz – Beihefte, 80. ISBN: 978-3-525-10092-9.

Im ersten Augenblick denkt man, das vorliegende Buch sei nur ein schmales Bändchen, in dem die Aufsätze des sperrig klingenden deutsch-russischen Forschungsvorhabens „zum Anteil von ‚Deutschen‘ im russischen Dienst an der Erschließung des Fernen Ostens“ (vgl. S. 1) publiziert wurden, die in die Hauptpublikation nicht aufgenommen werden konnten. Dem Herausgeber, den Autoren und dem Verlag ist es aber gelungen, nicht nur einen liebevoll gestalteten, sondern auch modernen Ansprüchen mehr als genügenden Sammelband zu erstellen. Ohne Ausnahme alle Aufsätze sind – und das ist eine Seltenheit – kluge Beiträge. Sie weisen jeweils einen klaren Bezug zum gemeinsamen Oberthema auf, überschneiden sich trotz großer inhaltlicher Nähe nur im notwendigen Maße und sind über ein Personenregister gut zu erschließen. Man hat bei diesem Sammelband nicht den Eindruck, es handle sich um ein ‚Endlager‘ akademischen Gelegenheitsoutputs, sondern tatsächlich um ein Buch.

Wenden wir uns den einzelnen Beiträgen zu: Diese sind von ihrem Zuschnitt her recht unterschiedlich. Ein Umstand, der nicht verwundert, wenn man bedenkt, dass die Bandbreite der Verfasser von der „frischgebackenen“ Magistra bis zum Experten der russischen Wissenschaftsgeschichte reicht. Insgesamt sind die Artikel gut aufeinander abgestimmt; allgemeine Themen stehen am Anfang, denen dann zunehmend speziellere Fragestellungen folgen. Den Auftakt bildet Christine Roll, die sich Sibirien in der Kartographie zuwendet (S. 5–29). Deutlich arbeitet sie heraus, welch ungemein großen Anteil die Kartographie bei der herrschaftlichen Durchdringung in der Frühen Neuzeit auch in Sibirien hatte. Unterstützt wird ihre Argumentation durch zahlreiche Kartenabdrucke, die zum Nachvollziehen ihrer Thesen im Druckbild hinreichend genau sind. Roll zeigt hierbei auf, dass der Einfluss bzw. Anteil „Deutscher“ in diesem Feld überschaubar war. Im zweiten Beitrag stellt Dittmar Dahlmann die Beziehungen zwischen dem

Moskauer Reich und China vom 16. bis zum 18. Jahrhundert dar (S. 31–47). Dabei hebt er immer wieder die Bedeutung hervor, die Moskau dem Fernen Osten und insbesondere der Amur-Region in diesem Zusammenhang beimaß. Auf die ethnologische Forschung im Altai im 18. und 19. Jahrhundert geht im Anschluss Eugenia Massold ein (S. 49–77). Massolds Aufsatz basiert auf ihrer Magisterarbeit und zeigt auf, in welchem Maße in diesem Forschungsfeld deutsche Wissenschaftler tätig waren. Leider ist die Argumentation gelegentlich etwas sprunghaft; man merkt der Autorin den nachvollziehbaren Wunsch an, möglichst alle Ergebnisse irgendwie unterzubringen. Den Abschluss des Bandes bilden drei Aufsätze, die jeweils einen „Deutschen“ ins Zentrum der Darstellung rücken. Einen besonders gelungenen Beitrag liefert Diana Orudbadi, die sich mit Carl Heinrich Mercks Tätigkeit im Rahmen der Billings-Saryčev-Expedition beschäftigt (S. 79–96) und aufzeigt, wie sehr Merck in seiner Bedeutung für die Erforschung Sibiriens unterschätzt wird. Der Herausgeber selbst widmet sich in einem eigenen, kurzen Beitrag der Laufbahn Joseph Rehmanns in russischen Diensten (S. 97–102). Den Schlusspunkt schließlich setzt Jan Kusber, der nicht nur am Beispiel Friedrich Benjamin Lütkes, sondern auch Krusensterns, Vrangels und anderer problematisiert, in welchem Maße moderne Kategorien gerade von Nationalitäten bei Menschen greifen oder auch nicht greifen, die – deutschsprachig aufgewachsen und des Russischen teilweise kaum mächtig – doch loyale Gefolgsleute nicht nur der romanowschen Dynastie, sondern eben des russischen bzw. russländischen Imperiums waren (S. 103–117). Von gewissem Nutzen wäre es unter Umständen gewesen, diese Debatte nicht nur an Fallbeispielen am Ende des Sammelbandes zu thematisieren, sondern auch in einem einleitenden Beitrag dieser Frage nachzugehen. Allerdings ist zu vermuten, dass solche Überlegungen nur zu dem Ergebnis gekommen wären, dass die Wahrnehmung dessen, was man in dem von den Beiträgen des Sammelbandes thematisierten Zeitraum (16. bis frühes 20. Jahrhundert!) unter „deutsch“ verstanden hat, einem großen Wandel unterworfen war. Auch geht gerade von dieser Verschiedenartigkeit und Mehrdeutigkeit ein wesentlicher Reiz des Bandes aus.

Abschließend möchte ich noch auf die Kritik

Eva-Maria Stolbergs an dem hier vorgestellten Sammelband eingehen, die sie in ihrer Rezension in: *sehpunkte* 10 (2010), Nr. 5 (15.05.2010, <http://www.sehpunkte.de/2010/05/17698.html>; abgerufen 17.04.2011) formuliert. Es sei ihr unbenommen, dass sie den Wert des Bandes anders einschätzt. Und auch ihre Kritik am immer noch gängigen und sicher sachlich nicht falschen Gebrauch des Begriffs „Ferner Osten“ kann man trotz des deutlich diskutableren „Russlands Wilder Osten“ im Titel ihrer Habilitationsschrift zumindest nachvollziehen. Genau von diesen unterschiedlichen Auffassungen lebt unser Wissenschaftsbetrieb. Wenn allerdings nicht mehr die Güte der Antworten, sondern die Güte oder gar Zulässigkeit der Fragen anderer Wissenschaftler angezweifelt werden, wie Stolberg dies tut, indem sie Leitfrage, Perspektive und somit Zugschnitt der Publikation „bemängelt“, dann ist dies m.E. überheblich und entspricht nicht meiner Vorstellung von wissenschaftlichem Austausch.

*Raoul Zühlke, Münster*

GUIDO HAUSMANN: *Mütterchen Wolga. Ein Fluss als Erinnerungsort vom 16. bis ins frühe 20. Jahrhundert.* Frankfurt a. M., New York: Campus, 2009. 494 S., 11 Abb. = *Campus Historische Studien*, 50. ISBN: 978-3-593-38876-2.

Die Geschichtswissenschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten vermehrt den Themen der Wahrnehmung von Natur und Landschaft und ihrer Bedeutung für die Ausformung kollektiver Identitäten zugewandt. Gerade Flüsse spielen dabei eine Rolle, werden sie doch nicht mehr allein als Wirtschafts- oder Kommunikationswege verstanden und untersucht, sondern zunehmend auch unter kulturwissenschaftlichen Prämissen betrachtet. So entstanden einige sog. Fluss-Biographien, von denen die des italienischen Literaturwissenschaftlers Claudio Magris über die Donau (CLAUDIO MAGRIS *Die Donau. Biografie eines Flusses.* München, Wien 1986) im deutschsprachigen Raum die am meisten rezipierte ist. Dieses Buch ist beileibe nicht ‚nur‘ ein wissenschaftliches Werk; grandios geschrieben, überschreitet es deutlich die Grenze zur Literatur. Deshalb vermochte es über die Fachwissenschaft hinaus eine breite Leserschaft anzusprechen. An dieses Werk mag man spontan denken, wenn

man Guido Hausmanns Buch über die Wolga als Erinnerungsort zur Hand nimmt, und sich wünschen, dass der Osteuropahistoriker Ähnliches vor habe wie seinerzeit Magris. Auch die Wolga selbst löst, wohl nicht allein bei der Rezensentin, eine weitere Assoziation aus: Viele ehemalige Studierende der Osteuropäischen Geschichte oder Slavistik haben vermutlich im Laufe ihrer Ausbildung irgendwann einmal den Film „Wolga – Wolga“ gesehen oder zumindest von diesem gehört. Die 1938 von Grigorij Aleksandrov gedrehte Komödie spielt zum großen Teil auf einem Wolga-Dampfer. Sie war in der UdSSR ein großer Publikumserfolg, dessen Musik heute noch vielen ehemaligen Sowjetbürgerinnen und Sowjetbürgern vertraut ist. Vor allen Dingen aber galt „Wolga – Wolga“ als Stalins Lieblingsfilm.

Hausmann hat sich mit seiner „Mütterchen Wolga“ jedoch Anderes vorgenommen: Er legt keine literarisch inspirierte Wolga-Biographie vor. Das liegt zum einen daran, dass dieser Fluss (anders als die Donau) vergleichsweise wenige belletristische Werke beeinflusst hat. Zum anderen ist sein Buch eine überarbeitete Version einer 2005 in Bielefeld vorgelegten Habilitationsschrift, welche somit schon in der Diktion ganz anders – ungleich trockener – angelegt sein muss als Magris' „Donau“. Außerdem hat Hausmann einen anderen Zeitrahmen gewählt, als dass Aleksandrows Film hätte vorkommen müssen: Der Verfasser betrachtet mit der Periode zwischen dem 16. und dem beginnenden 20. Jahrhundert eine sehr lange Spanne und spart aus nachvollziehbaren arbeitsökonomischen Gründen die nachrevolutionäre Phase aus. Ein Ausblick in die sowjetische Zeit kann nicht verlangt werden, auch wenn es spannend gewesen wäre, etwaige Kontinuitäten über die weltpolitische Zäsur des Jahres 1917 hinaus zu erforschen. Methodisch will der Verfasser sich vor allen Dingen an den Arbeiten Aleida und Jan Assmanns und Maurice Halbwachs' über die Entstehung kollektiver Gedächtnisse orientieren. Eine weitere, schon im Untertitel formulierte Referenz, sind Pierre Noras „*Lieux de mémoires*“; dies sind mithin Theorien, welche inzwischen eine große Rolle in den historischen Wissenschaften spielen. Am Beispiel des mit über 3500 Kilometern längsten russischen Flusses fragt Hausmann nach der Genesis eines „komplexen Erinnerungsortes“, dessen „symbolischen Bedeutung“

gen“ und der Funktion in „populären Geschichtsbildern“ (S. 13). Er geht von der Grundannahme aus, dass sich persistente Wolga-Vorstellungen im Wesentlichen im 19. und 20. Jahrhundert formten und sog. Masternarrationen entstanden. Um diese zentrale These zu stützen, fragt er in insgesamt acht Kapiteln (inklusive Einleitung und Zusammenfassung) nach vorhandenem und zugänglichem Wissen über diesen Fluss und danach, wie sich dieses Repertoire über die Zeit verändert hat. Der Verfasser geht also, sicher zu recht, von der großen kulturellen Bedeutung der Wolga für Russland und seine (nicht nur russische) Bevölkerung aus. Ihm ist zugleich bewusst, und abermals ist ihm hier zuzustimmen, dass sich ihre Bedeutung „auch mit einer Tabelle über die Entwicklung des Gütertransportes auf den Wolga-Schiffen belegen“ ließe (S. 17). Damit kommt er schon einleitend auf die große ökonomische Relevanz dieses Flusses zu sprechen, welche er im Verlauf seiner Darstellung übrigens nicht aus den Augen verliert. Gleichwohl kündigt Hausmann eine ganz überwiegend kulturgeschichtliche Betrachtung an, welche er allein in einem Kapitel – dem über die Wolga-Treidler – durch einen eher sozialgeschichtlichen Zugang aufgeben will. Insgesamt, dies sei einleitend festgestellt, ist das vorliegende Werk über weite Strecken keine Geschichte der Genese eines Erinnerungsortes, sondern durchaus Realgeschichte. Dies ist keineswegs ein Nachteil, durch den Untertitel werden aber andere Erwartungen erweckt.

Hausmann arbeitet sich im Wesentlichen chronologisch, nicht thematisch an seinem Thema ab. Ein nicht-chronologischer Aufbau hätte sich ebenfalls angeboten, wären doch so die Veränderungen im Bestand einzelner Wissensfelder über die Zeitläufte hinweg zu beobachten gewesen. Das Buch setzt mit dem vorrussischen, quellenmäßig greifbaren Wolga-Wissen ein, nämlich mit dem 15./16. Jahrhundert und dem an der Wolga angesiedelten turksprachigen Heldenepos *Idegej*, welches den Niedergang der Goldenen Horde zum Inhalt hat. In diesem Kapitel („Die Wolga als *Idil'*: Der Erinnerungsort der Türkvölker an der mittleren und unteren Wolga“) kommt zum Tragen, dass der Fluss in seinem ganzen Verlauf keinesfalls im Kerngebiet des ursprünglichen russisch/ostslavischen Siedlungsgebietes lag. Vielmehr wurde die Wolga-Region

erst im Lauf der Zeit vom Moskauer Reich vollständig erobert und allmählich russisch besiedelt. Damit wird auch das imperiale/koloniale Moment in der Wolga-Geschichte angedeutet, welches aber im Verlauf der Darstellung kaum noch eine Rolle spielt. Hausmann kommt zu dem Ergebnis, dass die (nomadischen) Nogaier den *Idil'* als trennendes und verbindendes Element wahrnahmen und er ihnen zugleich Heimat war. Im nächsten Kapitel wird die „Wolga als Jordan. Der orthodoxe Erinnerungsort“ beschrieben. Dabei wird auf die seit dem 17. Jahrhundert im oberen Flussverlauf entstehenden Klöster Bezug genommen sowie auf die Wallfahrten orthodoxer Gläubiger u. a. zur Tolgsker Muttergottesikone. Dieser, so belegen die von Hausmann ausgewerteten Wunderberichte, wurden zahlreiche Mirakel zugesprochen. Die zeitgenössische Wahrnehmung unterschied überdies zwischen einem orthodoxen und einem „fremden“ bzw. nichtslavischen Flussabschnitt.

Die „Wolga als imperialer Fluss“ ist sicher eines der zentralen Kapitel dieses Buches. Es befasst sich eingangs ausführlich – und keinesfalls kulturgeschichtlich – u. a. mit der Kartografie des Flusses oder den zahlreichen (und größtenteils nicht umgesetzten) ambitionierten infrastrukturellen Projekten wie Kanalbauten seit der Herrschaft Peters I. Der Tradition der Herrscherflussreisen ist ein eigener Abschnitt gewidmet, welcher erwartungsgemäß die Wolga-Fahrt Katharinas II. 1767 beschreibt. Diese Reise wird als bewusste Inszenierung, als Pilgerfahrt der Zarin durch ihr Imperium gedeutet: Der Fluss wurde dabei zu einem Repräsentationsraum aufgeklärter Herrschaft. In einem nächsten Schritt wendet sich Hausmann Wolga-Beschreibungen aus der Feder westeuropäischer Autoren wie Olearius oder Herberstein zu. Er zeigt, dass der Fluss durchaus von der gedachten „europäischen Gelehrtenrepublik“ wahrgenommen wurde. Ebenfalls außerhalb Russlands thematisiert und von Hausmann in einem weiteren Kapitel ausführlich beschrieben werden die Wolga-Treidler (russ. *burlaki*). Der Verfasser hat in der Einleitung angekündigt, diesen Abschnitt primär sozialhistorisch und weniger kulturgeschichtlich anzulegen. Gleichwohl muss er sich auch mit den Elementen auseinandersetzen, welche wohl am nachhaltigsten das Bild dieser im Verlauf des 19. Jahrhunderts durch die Einführung von Dampfschif-



fen allmählich marginalisierten Gruppe geprägt haben: Ilja Repins Gemälde „Die Wolgatreidler“, das in den Jahren 1872/73 entstanden ist, sowie den zahlreichen, in das russische Liedgut eingegangenen Liedern der Burlaki, welche Hausmann zumindest auf einigen wenigen Seiten problematisiert. Hier erstaunt zweierlei: zum einen die sicher dem Verlag anzulastende, unglaublich schlechte Reproduktion des berühmten Repin-Bildes. Dies ist besonders bedauerlich, ist dieses so häufig reproduzierte Artefakt doch wie kein anderes geeignet, das von Hausmann gewählte Thema des vielschichtigen Wolga-Diskurses zu verdichten. Überhaupt scheint sich der Verlag nicht zu einer angemessenen Bebilderung des Gegenstandes hat durchringen können: Sogar vom Verfasser angesprochene wirkungsmächtige Photographien wie die von M. P. Dmitriev (S. 378) fanden keinen Eingang in das Buch. Schmerzlich vermisst wird vor allen Dingen eine aussagekräftige Karte der Wolga selbst, welche die Orientierung erleichtern würde, zumal die wenigen abgebildeten zeitgenössischen Skizzen diesen Mangel nicht ausgleichen können. Zum anderen überrascht das Fehlen des wohl populärsten Treidlerliedes „Éj, uchnem!“ Dieses erfreut(e) sich auch außerhalb Russlands großer Popularität, wurde es doch u. a. durch die Interpretationen des Opernsängers Fëdor I. Šaljapin und Glenn Millers (!) bekannt; die Variante des Letzteren schaffte es 1941 sogar an die Spitze der US-Charts. Obwohl Hausmann den Quellenwert der Treidlerlieder, aus denen er übrigens dennoch ausführlich und überwiegend nur in Russisch ohne Übersetzung zitiert, für begrenzt hält (S. 307), kommt er doch in diesem Unterkapitel zu bedenkenswerten Hypothesen: Die bei der Arbeit auch zur Koordinierung der Arbeitsabläufe gesungenen Lieder offenbaren eine spezifische Naturwahrnehmung der Treidler, weisen kaum religiöse Bezüge auf und weckten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht zuletzt deshalb zunehmend das Interesse „linker“ oppositioneller Kreise. Diese waren bekanntlich an der sog. sozialen Frage interessiert und funktionalisierten die Gesänge dieser sozialen Gruppe für ihre eigenen politischen Zwecke, indem sie ihre Inhalte umdichteten (S. 317).

Das daran anschließende Kapitel über Stepan Razin und die „Wolga als Fluss der Freiheit“ knüpft an den Themenkomplex der Wolga als

Chiffre für Widerstand/Opposition an: Hausmann setzt in diesem Kapitel wohl am konsequentesten die methodischen Prämissen der Erinnerungsforschung um, indem er die Wandlung des Ortes von dem der „Rebellion“ zu dem der „Freiheit“ anschaulich macht und hier zudem unterschiedliche Diskursgruppen identifizieren kann: Während Razin und die Seinen für Oberschichtenangehörige zumeist „Banditen“ oder Verbrecher darstellten, waren sie für untere soziale Schichten und oppositionelle Kreise positiv besetzt. Im letzten inhaltlichen Kapitel „Im Zeitalter der Dampfschiffahrt. Wolgafahrten als Fahrten in die *eigene* Kultur und Geschichte“ geht es um die Modifizierungen des Wolga-Diskurses unter den Prämissen der Modernisierung durch die Einführung der Dampfschiffe und des damit geförderten Wolga-Tourismus. Orte an der nationalen Peripherie zu bereisen und diese Orte und ihre Anwohner dadurch kennenzulernen – dies förderte ohne Zweifel komplexe Aneignungsprozesse von Landschaften als national auch im Fall der Wolga. Als Vorbild, so zeigt Hausmann u. a. durch die Auswertung von Reiseführern, diente vor allen Dingen der Rhein. Wie dieser, und einer gesamteuropäischen Tendenz folgend, so möchte man hinzufügen, wurde der Strom zunehmend nationalisiert, als russisch wahrgenommen. Dabei bedurfte es keines konkreten singulären Ereignisses; gerade im Fall der Wolga handelte es sich um einen Prozess, welcher einer russischen (Oberschichts-) Bevölkerung zugleich die Errungenschaften der russischen Zivilisation vorführte. Die Ebenbürtigkeit russischer Natur und Aufbaukraft wurde, so Hausmann, durch den Abgleich mit anderen, nicht-russischen Flüssen (wie dem Mississippi, dem Amazonas oder eben dem Rhein) demonstriert. Der Verfasser bezeichnet diesen Vorgang als Erinnerungskonkurrenz.

Auf der Grundlage eines beeindruckenden Korpus gedruckter und unveröffentlichter Quellen hat Hausmann auf gut vierhundert Seiten wesentliche Elemente (Religiöses und Säkulares, Ober- und Unterschichten-Einschreibungen, Rebellion vs. Freiheit etc.) des Wolga-Wissens zwischen dem 16. Jahrhundert bis in die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg zusammengetragen, um die Entstehung dieses Flusses als eines komplexen russischen Erinnerungsortes zu demonstrieren. Vor diesem Hintergrund verblüfft es sehr,

auf der vorletzten Seite (S. 435) dann zu lesen, dass „es kaum möglich [ist], die Wolga als kulturelles Gedächtnis Russlands anzusehen“. Es gebe vielmehr „eine Vielzahl kollektiver Erinnerungen“ und „ganz unterschiedliche Wissensordnungen“ nebeneinander. Nachdem der Verfasser, in guter Kenntnis der einschlägigen Schriften über Erinnerungskulturen methodisch gerüstet, über mehrere hundert Seiten die teils korrespondierenden, teil konkurrierenden Schichten des Wolga-Wissens und seines Wandels ausgebreitet hat, ist diesem Urteil kaum zuzustimmen. Vielmehr ist zu betonen, dass widersprüchliche und nebeneinander stehende Einschreibungen unterschiedlicher Diskursgruppen eher die Regel denn die Ausnahme bei der Entstehung von Erinnerungsorten sind. Nicht zuletzt in diesem Sinn ist das von Hausmann wiederholt benutzte Substantiv der Erinnerungskonkurrenz zu verstehen. Ein Blick auf bereits untersuchte andere kollektive Erinnerungsorte innerhalb des Russländischen Reiches (sei es z. B. die Halbinsel Krim, Sibirien oder St. Petersburg) unterstützt die Aussage über solche Parallelitäten; diese anderen Orte werden aber von Hausmann kaum in seiner Argumentation berücksichtigt; dies trifft übrigens dezidiert nicht auf außerrussische Bezüge zu, vergleicht Hausmann die Wolga-Einschreibungen doch wiederholt und plausibel mit denen anderer Flüsse wie eben dem Rhein oder dem Jordan. Welche Relevanz der Wolga als Erinnerungsort innerhalb einer russländischen mentalen Kartographie zukommt, kann somit nicht abschließend beurteilt werden. Darf aus der von Hausmann gezogenen Quintessenz vielleicht geschlossen werden, dass die Wolga in einer gedachten Hierarchie emotional besetzter Erinnerungsorte im russischen Raum einen hinteren Platz einnimmt? Dieses allerdings würde der eingangs von Hausmann aufgestellten These widersprechen, nach der die Besonderheit der Wolga nicht zuletzt darin lag, „unterschiedliche Bedeutungen und Erinnerungsgemeinschaften zu integrieren.“

*Kerstin S. Jobst, Wien*

VASILJU VASIL'EVIC KALUGIN: *Žitie Trifona Pečenskogo, prosvetitelja Saamov v Rossii i Norvegii* [Die Vita des Trifon Pečenskij, des Aufklärers der Samen in Russland und Norwegen]. Moskva: Drevlechranišče 2009. 600 S. ISBN: 978-5-93646-145-3.

Die Aneignung des russischen Nordens hat vielfach mit Klostergründungen begonnen. Unabhängig vom primär asketischen Impuls der Einsiedler, die in einem nächsten Schritt eine Bruderschaft um sich sammelten, war damit zugleich der Weg zur herrschaftlichen Erschließung gewiesen. So war auch das – bald nach 1533 von Trifon (1494–1582), Missionar bei den Samen in Lappland, begründete und 1556 von Zar Ivan IV. privilegierte – Kloster an der Pečenga knapp östlich der Grenze zu Norwegen „ein Vorposten Russlands und der Orthodoxie am Polarkreis“ (S. 12), auch wenn es, schon wegen seiner peripheren Lage, bis zu seiner Schließung 1764 nie zu großem Ansehen gelangte. In Verbindung mit der russischen Kolonisationspolitik auf der Halbinsel Kola 1886 wiederbegründet und seit 1920 auf finnischem Territorium gelegen, bestand das Kloster bis 1944. Seit 1997 entwickelt sich dort erneut monastisches Leben (vgl. Trifono-Pečenskij mužskoj monastyr', in: *Russkie monastyri. Sever i Severo-Zapad Rossii*. Red. A. A. Feoktistov. Novomoskovsk 2001, S. 579–580, und [http://kolasobor.ru/istoriya\\_trifono/](http://kolasobor.ru/istoriya_trifono/), 29.01.2013).

Nicht nur das Interesse an hagiographischen Texten aus kultur- und sprachwissenschaftlicher Sicht, sondern auch die geistliche „Wiederentdeckung“ des Klosters an der Pečenga mag ein Impuls zu vorliegender, auch von norwegischer Seite finanziell geförderter Edition der hagiographischen Überlieferung zu Trifon Pečenskij gewesen sein.

Wie in der umfangreichen Einleitung zur Edition ausgeführt wird, verfügen wir über einen Kanon für Trifon, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts von dem Mönch Sergij Šelonin aus dem Kloster auf Solovki verfasst wurde, zwei Redaktionen der ausführlichen Vita und eine Kurz-Vita (vgl. die Schemata S. 111, 137). Die erste Redaktion, verbunden mit einer *služba*, einem Gottesdienst zum Gedenken an Trifon, entstand um 1700 auf Initiative des Erzbischofs Afanasij von Cholmogory mit dem Ziel, einen lokalen Trifon-Kult zu fördern und damit das Trifon-Kloster zu konsolidieren. Diese Vita einschließlich posthumer Wunder greift offensichtlich auf frühere Aufzeichnungen zurück. Unabhängig von manchen Ungenauigkeiten und Lücken in der Erzählung werden ihre Grundausagen über die Gründungsgeschichte und vor al-

lem über die Verwüstung durch die Schweden Ende 1589 durch andere Quellen bestätigt.

Auch wenn der Name von Feodorit Kol'skij, einem weiteren Missionar bei den Samen, nicht genannt ist, könnte sich dieser hinter dem in der Vita erwähnten *prišlec*, „Ankömmling“, und zeitweiligen Gefährten von Trifon verbergen (Kommentar S. 509–511, vgl. auch Jukka Korpela: Feodorit (Theodorit) Kol'skii: Missionary and Princely Agent, in: Religion und Integration im Moskauer Russland. Konzepte und Praktiken, Potentiale und Grenzen. 14.–17. Jahrhundert. Hrsg. von Ludwig Steindorff. Wiesbaden 2010, S. 201–227, hier S. 211–212).

Die Vita ist voll von Zitaten und Entlehnungen aus anderen Viten, und viele Motive erinnern an die Gründungsgeschichte von Solovki oder Valaam (hierzu neuerdings: Kati Parpei: „The Oldest One in Russia“. The Formation of the Historiographical Image of Valaam Monastery. Leiden, Boston 2011). Erstaunlich ist nun, wie wenig sich der Verfasser – oder eher Kompilator – der Vita darum bemüht hat, den Text sprachlich-stilistisch zu vereinheitlichen, sodass die einzelnen Bausteine noch alle gut zu erkennen sind. Außerdem ist die Vita in einer Sprache geschrieben, die, wie der Herausgeber hübsch formuliert, von dem Grundsatz geleitet ist: „Schreib nicht so, wie du sprichst!“ (S. 14) – sozusagen die Umkehrung des Programms von Vuk Karadžić für das moderne Serbische. Der Schreiber strebt danach, sich vom gesprochenen Russisch zu lösen, ohne das Kirchenslavische sicher zu beherrschen.

Die Vita Trifons war offensichtlich auch bei den Altgläubigen beliebt, und in deren Vyg-Kloster entstand nun in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts die zweite Redaktion. Abgesehen davon, dass dem Patriarchen Nikon das Attribut *svjatejšij* verweigert wird, beschränkt sich die Redaktion auf die sprachliche Überarbeitung und entspricht in Orthographie und Syntax weitestgehend den Normen des Kirchenslavischen; dabei orientierte man sich unter anderem an Smotrickijs Grammatik von 1648. Diese zweite Redaktion hat jedoch keine Verbreitung über das Vyg-Kloster hinaus gefunden.

Auf die zeichen- und zeilengetreue Edition des Kanons, der Viten und eines Gebetes zu Trifon Pečengskij folgen mehrere Anhänge: Hier sind die Varianten gegenüber der jeweils zugrun-

degelegten Handschrift vermerkt. Die Zitate aus der Bibel, liturgischen Büchern und hagiographischen Texten werden nachgewiesen. Außerdem findet der Leser Kommentare zu Termini, erwähnten Personen und Ereignissen. Schließlich bietet der Band eine ebenso mit Kommentar versehene Edition des Berichtes, den der Priester Aleksej Simonov über seine Missionsarbeit bei den Samen 1681–1682 verfasste. Beigegeben sind Zusammenfassungen der einleitenden Kapitel auf Norwegisch.

Schon der Titel des Bandes verweist auf das Anliegen, das Wirken von Trifon Pečengskij im hohen Norden nicht nur zu einem russischen, sondern auch einem norwegischen Erinnerungsort zu machen. Begründet ist dies durch die Missionsarbeit Trifons bei den Samen, die diesseits und jenseits der Grenze lebten, wie auch durch die Lage des Klosters im Grenzgebiet. Der Band ist über seinen wissenschaftlichen Zweck hinaus ein Beitrag dazu, eine der bis 1991 abgeriegeltesten Grenzen in Europa durchlässiger zu machen.

Ludwig Steindorff, Kiel

MICHAIL DOLBILOV / DARIUS STALJUNAS [DARIUS STALIŪNAS]: *Obratnaja unija. Iz istorii otnošenij meždu katolicizmom i pravoslaviem v Rossijskoi imperii, 1840–1873.* [Die umgekehrte Union. Aus der Geschichte der Beziehungen zwischen Katholizismus und Orthodoxie im Russländischen Reich, 1840–1873]. Vilnius: Lietuvos Istorijos Instituto leidykla, 2010. 274 S. ISBN: 978-9955-847-32-8.

The Russian Empire was a multi-confessional state and nowhere did it encounter greater problems than in the western provinces. This borderland posed a critical ethno-confessional challenge; the state regarded Poles and Catholics to be the dynamo of dissent that culminated in the rebellion of 1863. That rebellion was a watershed in modern Russian history, impelling the state to launch a full-scale assault on both Polish culture and Catholicism, the latter resulting in the closure of 375 churches and monasteries in the northwest by mid-1869 (p. 200 n).

This superb documentary history provides a close study of Catholic proposals for a “reverse union” – that is, not the conversion of Catholics to Orthodoxy, but the creation of a “Russian

Catholic Church” (*Rossiiskaia kafolicheskaia tserkov’*). This proposal, first articulated in 1840 by the ex-Uniate and bishop of Minsk, Antonii (Zubko), but revised and circulated in a key anonymous memorandum in 1865, envisioned the creation an alternative Catholicism. This “Russian Catholic-Orthodox Church” would be free of papal control (which purportedly undermined political loyalty), would emerge after a voluntary initiative from loyal Catholic subjects, would convoke a ruling council of clergy and laymen (to ordain bishops and modify dogma and ritual), and over time would create a new hybrid confession for the northwestern provinces. That new confession would ensure the political loyalty of Catholics and, over a twelve-year term, gradually lead to a mixed Catholic-Orthodox religious practice.

This volume, which consists of a long introductory essay and publishes six key documents, seeks to elucidate the emergence, conception, and impact of this proposal for “reverse union.” The authors conducted research in archives in four countries (Russia, Lithuania, Poland, and France), concentrating their attention mainly on an 1865 memorandum (“How to Terminate the Abnormal Situation in the Western Provinces”). They underscore the ambivalence in the proposal (just how Orthodox were these new Uniates to become?) as well as the tendency to rely on the secular state, not the Orthodox Church and clergy, in achieving its goal. The memorandum avers that a substantial number of Catholics in the northwest were willing to adopt the hybrid faith, above all for purposes of proving their political loyalty to the state. The authors also labor to identify the author of the 1865 memoranda and, on the basis of textual comparisons, conclude that it was the work of Adam Honory Kirkor (a Catholic writer, journalist, publisher, and ethnographer). Although several others collaborated (including some reputed earlier to be the author of the memorandum), it is argued that Kirkor was the most active exponent of this idea and the probable author of the texts (pp. 49–73). The principal motive, it is argued, was a desire to blunt the fierce russification and repression of the Catholic Church, especially under General-Governor K. P. Kaufman (pp. 81–85): the reverse union, Kirkor may have thought, was preferable to total annihilation of Catholicism

(pp. 8, 74–81, 97–98). The authors note, however, that the proposal elicited virtually no interest in St. Petersburg (pp. 91–92), partly because the government looked askance at any scheme to assign initiative to the Catholics, partly because it embraced the idea of Russia as a “confessional state” and hence presupposed an institutional Catholicism as a necessary instrument for governance and control.

The documents published here (nearly two-thirds of the entire text) are a model of careful, critical textology. Each document is meticulously reproduced and annotated, with an explanation of terms and critical evaluation as to accuracy.

A so well-researched and insightful volume as this stimulates the appetite for more. Above all, one wonders about the *meaning* of these documents: given that the state ignored them and that they remained known to few (at least before the Russian Jesuit, J. Martinov, published a revised version in French in 1873), what was the significance of the 1865 memorandum? Moreover, the analysis here is largely intratextual, but it might have been framed in a larger context. Thus, so far as the Catholics are concerned, the memorandum may also reflect broader anti-papist sentiments that were gaining currency – even before the First Vatican Council and the declaration of papal infallibility in 1870. The latter precipitated the Old Catholic movement, and these memoranda from the 1860s foreshadow the rise of Old Catholicism (which, indeed, elicited growing attention from the Orthodox Church in later decades). As for the Russian state, the authors note they were disinclined to empower Catholics, but it would have been worthwhile to underscore the government’s visceral distrust for things Polish and Catholic after the rebellion of 1863. It also bears noting that the russification of the northwest in the 1860s, directed at achieving depolonization and decatholization, marked a radical departure from current state policy; at this very time, for example, St. Petersburg was making unprecedented concessions to the Baltic Germans, even suspending prosecution of Lutheran pastors for facilitating apostasy. But high-ranking officials obviously saw no reason to reverse russification in the northwest; even when apprised (as in the case of P. A. Valuev), they ignored these memo-

randa. As a result, the proposals for a “reverse union” left a tiny archival footprint and did not even elicit much in the way of critique and repudiation.

Still, this is an impressive piece of research on a little-known facet of the confessional struggles in the Russian Empire in the mid-nineteenth century.

*Gregory L. Freeze, Waltham, MA*

DOUGLAS ROGERS: *The Old Faith and the Russian Land. A Historical Ethnography of Ethics in the Urals*. Ithaca, London: Cornell University Press, 2009. XVII, 338 S., Abb., Tab., Ktn. ISBN: 978-0-8014-7520-7.

This ambitious volume started out as an anthropological study of Old Belief in the post-Soviet era. The author, who is an anthropologist, spent about a year (2000–2001) in the town of Sepych in the Perm region and recorded “hundreds of semiformal interviews, unanticipated interactions, and chance encounters” (p. 23). These materials “form the backbone of this work” (p. 23). However, Rogers states that he followed the advice of Russian historians of Old Belief, most importantly of Irina V. Pozdeeva, to contextualize recent developments in Sepych within the town’s tercentenary history. This advice would have served the author well if he had limited himself to a historical overview of one or two chapters. Instead, he devoted more than two-thirds of his volume to the Muscovite, Imperial Russian and Soviet past.

Rogers’ central concern is to investigate how Old Believers “sought to fashion ethical lives across three centuries of precipitous transformations” (p. XI). The study is guided by anthropological concepts such as “moralizing discourses,” “materials of ethics,” “moral communities,” “ethical regimes,” and “ethical repertoires” (p. 15–19). These concepts are superimposed upon the past without much attention to the historical record. The author himself notices, “that a good deal of historical detail is lost” (p. 110), but insists that “lived practices ... [can be] more easily glimpsed in the kind of field work I carried out than they are in archives” (p. 31).

Not surprisingly, given this approach, the author’s use of primary sources is limited to a bare minimum. The entire seventeenth, eighteenth and

nineteenth centuries are viewed through the prism of a handful of Old Believer manuscripts and the prescriptive ideas of their authors. For example, when describing a post-1861 schism among the town’s Priestless Old Believers, Rogers focuses almost exclusively on two polemic narratives codified by the opposing schismatic camps. How this conflict emerged against the backdrop of peasant emancipation and changing economic conditions is of little interest to the author. He claims that the court records, statistics, nineteenth-century ethnographers’ questionnaires (!), and administrative records of landowning families, which have been examined by other scholars (e. g., Stephen Frank, Steven Hoch), would not have been useful for his analysis, because the pair of Priestless texts “offers uncommon – if not unique – glimpses into the ethical world and struggles of a Russian peasant community after emancipation” (p. 73). However, Rogers discusses only rhetorical tropes about money, labor, gender, and family without examining how these tropes actually functioned in the everyday lives of Old Believer peasants.

The Soviet period – the revolutionary period is left out completely by the author – is painted in very broad strokes. Experiences such as the Civil War, Dekulakization, and Stalinist terror, which had a widespread impact on society, are dismissed with a few paragraphs. The horror of the past, the author suggests, is “only a fraction of the many ways in which the residents ... combined elements of a much older ethical repertoire with new possibilities in their attempts to fashion ethical lives ...” (p. 110). To prove this point, Rogers essentially ignores NKVD files, Old Believer *sinodiki* (obituaries), and other sources that reveal a story of violence, fear, and repression, preferring instead to focus his attention on newspapers, propaganda films, and oral histories (the latter often recorded from the mouths of former officials such as the chairman of the collective farm “Lenin’s Path”). As a result, the Soviet period appears in a rather idyllic light.

Readers learn very little about “efforts to regulate and eliminate Old Belief” (p. 149), but rather about “practices characteristic of the ethical regime of socialism” (p. 145). Such practices included collectivization, “material’nye incentives” (129), labor-days, secularization, and the various “wealth-in-people networks on which the socialist sense of belonging to a moral community rested”

(p. 138). One gets the impression that the Soviet regime was benign and that Old Believers somehow accommodated themselves. Apparently taking Soviet propaganda at face value, Rogers barely mentions the fact that Old Belief was driven into the underground during this period and somehow managed to survive persecution.

Rogers' treatment of the post-communist era is similarly reductionist. He favors the perspectives of the powerful, such as Andrei Petrovich, the director of the privatized state farm and the town's *khoziain* (boss), whom he cites again and again. When Andrei Petrovich made a deal with the Belokrinitsey Church in Moscow – probably after being bribed with a good deal of money – to build a Priestist (!) church in the historically Priestless town, Rogers views this arbitrary action as benevolent. He explains that the director was “interested in building society, working for townspeople, and creating a moral community” (p. 251–252). But did people struggling below the poverty line actually have a choice when told by the town's boss that they should join the new church? One wishes the author had paid more attention to popular opposition against Andrei Petrovich as well as to Old Belief survival strategies such as deception and fake conversion. Again, Rogers fails to explore the actual experiences of a religious group that survived three centuries by appearing to adjust to the external world while adhering to their faith in secret.

Thus Rogers repeatedly sugarcoats grim social, economic, and institutional realities in rural Russia's past and present. His examination of historical sources remains extremely superficial while his theoretical claims (about ethics and moral community) are merely asserted, often repeated, and not supported by much evidence. The author would have been well advised to pay more attention to the current state of research on Old Belief rather than to ignore or reject it outright. Much of Western scholarship, for example, he deems “not ... particularly well suited to [his] approach” (p. 30). Rogers clearly favors ideas of moral community promulgated by a handful of leaders – ranging from pre-revolutionary community elders to post-Soviet bosses – but fails to explore to what extent ordinary Old Believers actually assimilated these ideas.

*Georg Michels, Riverside, CA*

Imperiale Herrschaft in der Provinz. Repräsentationen politischer Macht im späten Zarenreich. Hrsg. von Jörg Baberowski, David Feest und Christoph Gumb. Frankfurt a.M., New York: Campus, 2008. 408 S. = Eigene und fremde Welten. Repräsentationen sozialer Ordnung im Vergleich, 11. ISBN: 978-3-593-38721-5.

Verbundforschungsprojekte liefern, wenn Sie erfolgreich arbeiten, einen interdisziplinären und einen disziplinären Ertrag. Der vorliegende Sammelband ist ein gutes Beispiel für den gelungenen disziplinären Ertrag eines Sonderforschungsbereiches, der aber auch die interdisziplinäre kulturwissenschaftliche Verortung noch erkennen lässt. Es handelt sich jedoch um historische Studien, die die Leistungsfähigkeit eines kulturgeschichtlichen Ansatzes zeigen. Der an der Geschichte des Zarenreiches im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts interessierte Leser erfährt in den verschiedenen Beiträgen im Detail viel Neues über Praktiken, Wahrnehmungen und – dies ist das Schlüsselwort – über Repräsentationen der Zentrale in der Provinz des Zarenreiches. Dies geschieht in der Regel aus einer akteurszentrierten Perspektive und konsequenterweise weniger von strukturgebenden Merkmalen ausgehend. Insofern fällt der gedankenreiche, aber über einen langen Zeitraum hinweg Veränderungen sozialer Ordnung aus der Perspektive militärischer Notwendigkeiten heraus entwickelnde Beitrag „Aus der Perspektive des Schlachtfeldes: ‚Krieg, soziale Ordnung und Imperium in Japan und Russland‘“ von Christoph Gumb und Daniel Hedinger aus dem Konzept des Sammelbandes heraus. Er vergleicht Strukturen und Zeitschnitte unter dem Aspekt militärischer Leistungsfähigkeit.

In einem ersten Abschnitt über Autokratie und Inszenierung von Herrschaft variieren Jörg Baberowski in seinem Beitrag zu vormodernen Herrschaft im späten Zarenreich und Richard Wortmann in seinem Essay zu Repräsentationen der russischen Monarchie und ihren Szenarien der Macht ihre bereits andernorts publizierten Beobachtungen.

Die Herrschaft in der Provinz behandelt Jörg Ganzenmüller mit seinem Beitrag über die schwierige Herstellung von Ordnung und Integration in der litauisch-weißrussischen Provinz zwischen 1772 und 1832 als Folge der Teilun-

gen, und zeigt überzeugend auf, welche Potentiale eine kulturgeschichtliche Sicht auf Verwaltung besitzt. Inhaltlich schließt Susanne Schatzenbergs Aufsatz über das Selbstverständnis der Gouverneure in der Vorreformzeit direkt an. Auf die lokale Ebene geht David Feest in seiner feinen Studie über die Beleidigung dörflicher Amtsleute und die Repräsentation des Staates im ausgehenden Zarenreich. Sie zeigt auf, wie uneindeutig die Position eines zarischen Beamten war.

Der Abschnitt zur Herrschaft an der Peripherie beschäftigt sich mit der westlichen Peripherie, mit Polen, Litauen und Estland, und hier vor allem mit den jeweiligen Zentren. In den Beiträgen von Theodor Weeks, Malte Rolf und Karsten Brüggemann wird eindrucksvoll deutlich, welche Rolle Bauen und Denkmalsetzung im Kontext herrscherlicher Repräsentation spielen konnte und welche umkämpften Felder sich gerade im Kontext eines Anspruches „russischer“ Herrschaft über die polnischen, estnischen, deutschen, litauischen Untertanen ergaben. Unwillkürlich geht der Leser all jene Alexander-Nevschik-Kirchen durch, die zur Unterstützung des Herrschaftsanspruches gebaut wurden und gewinnt eine eindrucksvolle Kartierung imperialen Herrschaftsanspruches. Dass Peripherie nicht geographisch „am Rand“ liegen musste, zeigt Walter Sperling in seinem Beitrag über die kontroversen Diskussionen über Streckenführung und Abschätzung von ökonomischen Folgen des Eisenbahnbaus in der russischen Provinz.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit Herrschaft in der Krise und behandelt die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Christoph Gumb schildert den Stadtraum Warschau in der Revolution von 1905 als Gewaltraum. Felix Schnell erörtert differenziert Bild und Selbstbild der Polizei in Moskau vor dem Ersten Weltkrieg. Igor V. Narskij diskutiert kenntnisreich die sich von der Symbolwelt der Autokratie ablösende Repräsentations- und Symbolwelt der Schwarzhundertchaften im Uralgebiet vor dem Ersten Weltkrieg. Tim Buchen wählt als sein Beispiel die prekäre Herrschaft Habsburgs in der politischen Landschaft Galiziens anhand eines politisch-biographischen Zugangs. Im Zentrum seiner Untersuchung stehen Stanisław Stojałowski und die christlich-nationale Bewegung. Dass es sich bei den in den Fallbeispielen dieses Abschnitts be-

obachteten Phänomenen jeweils um eine Herrschaft in der Krise handelte, wird aus der Situation deutlich, vor allem aber auch vom Jahr 1917 aus betrachtet, das gerade bei diesem Abschnitt stets im Hintergrund präsent ist.

Nicht in diese Abschnitte fügt sich der spannende Artikel von Alexander Martin zu Schmutz, Gestank und Geruch und die Repräsentation städtischer Eliten Moskaus im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert. Er ist insofern interessant, als das sinnlich Erfahrbare und seine Ausblendung im städtischen Raum als Kategorie in den Blick gerät.

„Imperiale Herrschaft in der Provinz ist ein Sammelband“, der für die Stärken des viel gescholtene Genres steht. Seine große Zahl der passenden Fallbeispiele weckt Lust auf die Lektüre der dahinterstehenden monographischen Arbeiten. Seine Dichte übersteigt die Leistungsfähigkeit eines Zeitschriftenthemenheftes. Insofern sind ihm viele Leser zu wünschen.

*Jan Kusber, Mainz*

Soslovija, instituty i gosudarstvennaja vlast' v Rossii. Srednie veka i rannee novoe vremja. Sbornik statej pamjati L. V. Čerepnina [Stände, Institutionen und Staatsgewalt in Russland. Mittelalter und frühe Neuzeit. Sammelband zur Erinnerung an L. V. Čerepnin]. Otv. red. Valentin L. Janin / Vladislav D. Nazarov. Moskva: Jazyki slavjanskich kul'tur, 2010. 991 S. ISBN: 978-5-9551-0417-1.

Anlässlich des hundertsten Geburtstages von Lev Vladimirovič Čerepnin am 30. März 1905 (gestorben am 6. Juni 1977) fand im Dezember 2005 eine große, vom Institut für allgemeine Geschichte der Russländischen Akademie der Wissenschaften (IVI RAN) organisierte Konferenz statt. Hieraus ist nun ein umfangreicher Sammelband hervorgegangen. Von den darin enthaltenen 88 Aufsätzen stammen die allermeisten von Autoren aus der Russländischen Föderation selbst; drei Beiträge kommen aus den baltischen Staaten, neun aus Weißrussland und der Ukraine, fünf aus Westeuropa und den USA. Die Verteilung zeigt, wie weit die noch unmittelbaren oder auch nur mittelbaren persönlichen Bindungen der Autoren zum Geehrten wirken und wie viele Historikerinnen und Historiker Impulse durch Arbeiten von Čerepnin erfahren haben. So ver-

weist das Redaktionskollegium im Vorwort auch noch einmal auf die Verdienste Čerepnins um die Erschließung, Edition und Interpretation von Quellen, insbesondere von Urkunden. Das im Titel genannte Thema des Bandes habe man entsprechend einem Hauptinteressengebiet von Čerepnin gewählt, nämlich der Entwicklung des Verhältnisses von Gesellschaft und Staatsgewalt, einem auch in der Gegenwart aktuellen Thema. Schon vorweg ist zu sagen, dass es nicht Anliegen des Bandes oder einzelner Autoren ist, hierzu eine Synthese zu liefern oder ein Geschichtsmodell zu entwerfen, vielmehr geht es um die Vielfalt der Möglichkeiten, sich diesem Themenkreis anzunähern und bezogen auf bestimmte Kontexte dicht dokumentierte Antworten zu geben.

Der Band ist in sechs ungleich umfangreiche Sektionen gegliedert: „Das Werk des Akademikers L. V. Čerepnin im Kontext der Historiographie“; „Archäographie, Quellenkunde, historische Spezialwissenschaften“; „Ständische Strukturen und der Staat in der Alten Rus' (10. – Mitte 13. Jh.)“; „Stände, staatliche Einrichtungen und die Oberherrschaft in der Rus' (Mitte 13. – 15. Jh.)“; „Stände, Einrichtungen und die autokratische Monarchie in Russland (16. – Mitte 17. Jh.)“; „Stände und gesellschaftliche, kulturelle und staatliche Einrichtungen Russlands (Ende 17. – 18. Jh.)“. Bei vielen Autoren ist gut zu erkennen, wie sich ihre Beiträge in eigene größere Forschungsvorhaben einfügen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Besprechung sein, alle 88 Aufsätze zu benennen. Ich belasse es bei einigen Beispielen: S. M. Kaštanov (S. 75) analysiert die in slavischer Sprache und kyrillischer Schrift verfassten Urkunden aus der Kanzlei der moldauischen Fürsten vom Ende des 14. und ersten Drittel des 15. Jahrhunderts. – Ju. D. Rykov (S. 106) verdanken wir einen weiteren Fund zum liturgischen Gefallenengedenken, nämlich aus einem Sinodik der Erzenkel-Kirche im Moskauer Kreml' den Eintrag mit der Überschrift: „Im Jahre 7064 [1556] wurden in der Gegend von Kazan' bei Ošita erschlagen.“ Rykov identifiziert die fünf genannten Personen und geht ausführlich auf die Kämpfe 1556 ein. – I. V. Zajcev (S. 154) publiziert Dokumente aus der Sammlung von Ali Ufki Bej, der, in Lemberg geboren und wahrscheinlich armenischer Abstammung, noch als Kind in tatarische Gefan-

genenschaft geriet und ins Osmanische Reich verkauft wurde. Hier machte er nach seiner Freilassung im Hofdienst Karriere. In der Korrespondenz vom Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts geht es um die Beziehungen zwischen Moskau, den Tataren und den Kosaken.

A. V. Nazarenko (S. 268) vergleicht die Nachfolgeregelung durch Jaroslav den Weisen 1054 mit der Praxis in westlichen Reichen. Er erkennt Gemeinsamkeiten sowohl mit der archaischen merowingischen Praxis, die Gleichrangigkeit aller Söhne zu sichern, als auch mit der – letztlich nicht realisierten – *ordinatio imperii* Ludwigs des Frommen von 817, die den Senior klar bevorteilte und gerade mittels geordneter Teilung auf den Erhalt der Reichseinheit abzielte.

V. D. Nazarov (S. 382) verfolgt, wie sich in der Zeit von 1389 bis 1503, vom Testament des Dmitrij Donskoj bis zum Testament Ivans III., die Typologie der Fürsten ändert. An die Stelle verschiedenster Abstufungen von Unabhängigkeit trat allmählich das Nebeneinander nur noch zweier Kategorien: Die Familie des Moskauer Großfürsten auf der einen Seite und *shužilye knjaz'ja*, in dessen Dienst stehende Fürsten, auf der anderen Seite. Wie Nazarov betont, kann man nicht von einer Korporation der Dienstfürsten – also einem Stand im spätmittelalterlich-frühmodernen Sinne – sprechen, denn es fehle eine entsprechende Selbstorganisation. Bestenfalls auf eng regionaler Ebene könne von Ansätzen dazu die Rede sein. – S. V. Černov (S. 444) setzt seine Untersuchungen zu den Landbesitzverhältnissen westlich und nördlich von Moskau im 15. Jahrhundert fort. Wie er für das Gebiet um Radonež konstatiert, wuchs von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts trotz des Ausbaus von kirchlichen Grundherrschaften auch der Anteil an Land in fürstlicher Verfügung. – Bei A. I. Alekseev (S. 531) geht es um die schließlich erfolgreichen Bemühungen des Novgoroder Erzbischofs Gennadij, die „Judaisierenden“ als häretische Gruppe zu identifizieren und den Großfürsten Ivan III. 1491 zu ihrer Verfolgung zu veranlassen.

O. G. Usenko (S. 621) zählt für das 17. Jahrhundert 29 *samozvancy*, falsche Thronerben, auf, von denen die meisten aus der Unterschicht stammten. Keineswegs geschah das Auftreten in



jedem Falle im Zusammenhang mit Unruhen. – Wie A. I. Beljakov (S. 694) ausführt, wurde die Ehe von Simeon Bekbulatovič mit der Fürstentochter Anastasija Ivanovna Mstislavskaja durch dessen Status als Zar von Kasimov möglich, nicht umgekehrt. Überhaupt füge sich diese Ehe in ein häufiger belegtes Muster ein, dass die Bräute für Tatarenfürsten aus aussterbenden Zweigen hochstehender Familien gewählt wurden, um eine Kollision mit Interessen von Brüdern zu vermeiden.

S. P. Orlenko (S. 713) zufolge wurde im 17. Jahrhundert die vor allem kirchlicherseits betriebene Segregation zwischen Ausländern und Einheimischen sowohl *via facti* als auch durch viele Ausnahmeregelungen unterlaufen. Der Autor vergleicht das Verhalten gegenüber den Nicht-Orthodoxen mit der Politik gegenüber den Juden in westlichen Staaten jener Zeit. Im Beitrag von Ė. Monachen (Erika Monachen, New Mexico University; S. 765) geht es um eine Facette der Handelspolitik zur Zeit von Zar Aleksej Michajlovič, nämlich um die Förderung und Kontrolle des Handels mit der Rhabarberwurzel als pflanzlichem Heilmittel. Sie wurde in Westsibirien sowohl gesammelt als auch durch Aussaat gewonnen.

Wohl jeder, der sich mit der älteren russischen Geschichte befasst, kann in diesem Band zu seinen Arbeitsgebieten fündig werden; viele Artikel sind Fundgruben zur Prosopographie. Hier wäre es hilfreich, wenn z.B. auf den Internet-Seiten des herausgebenden Institutes oder des Verlages ein Inhaltsverzeichnis des Bandes für diejenigen zu finden wäre, denen kein Exemplar vor Ort zur Verfügung steht.

Die Gedenkschrift spiegelt bis zu einem gewissen Grad die Internationalität der Altrussland-Forschung wider, vor allem aber kann sie als weit ausgreifende Momentaufnahme der russländischen Historiographie zur vormodernen Geschichte Russlands gelten.

Ludwig Steindorff, Kiel

NATAL'JA A. IVANOVA / VALENTINA P. ŽELTOVA  
 Soslovnoe obščestvo Rossijskoj imperii (XVIII – načalo XX veka). [Die ständische Gesellschaft des Russländischen Reiches (18. – Anfang 20. Jh.)] Moskva: Novyj chronograf, 2010. 741 S. ISBN: 978-5-94881-103-1.

By the time that Vasilij O. Kliučevskij published his "Istorija soslovij v Rossii" (Moscow 1886), the *soslovie* (estate) system had already become an integral component in Russian historiography. While the estate paradigm receded in Soviet scholarship (in favor of a Marxist, class-based analysis), it nonetheless elicited some recurring attention, especially with respect to the privileged social strata. The *soslovie* model figured more prominently in Western scholarship and, after 1991, gained growing attention in post-Soviet Russian historiography. The present volume by N. A. Ivanova and V. P. Želtova is a major chronological expansion of their earlier monograph (*Soslovno-klassovaja struktura Rossii v konce XIX – načale XX v. Moskva 2004*) and seeks to provide a systematic treatment of seven estates from the Petrine era to 1917. In addition to the groups traditionally identified as estates (nobility, merchants and townspeople, clergy, and peasants), the authors extend the estate model to the imperial family, Cossacks, and *inorodcy* ("alien tribes," the case study here focusing on Jews). In each case, the authors sift through the relevant laws (well over half of all citations refer to the "Polnoe sobranie zakonov Rossijskoj Imperii" and the various editions of the "Svod zakonov Rossijskoj Imperii"). The goal here is to suggest how the juridical status of each *soslovie* changed – in terms of composition, privileges, and obligations – and how that affected its political and social condition.

The result is a readable, comprehensive summary of the evolving legal status of these seven estates. In sheer space, the most extended treatment is given to the nobility and urban groups (with two separate chronological chapters devoted to each). Although the text draws primarily on legal sources, it does refer abundantly to other official sources – published reports (*otčety*) and various state publications – to complement the prescriptive legal documentation (for example, citing the reports of the imperial office that managed the Romanov properties and incomes). The authors also privilege pre-revolutionary classics, in part because these often emphasize the same legal source base, but also because those works still set the baseline for future scholarship and merit close reading. The section on each estate also begins with a historiographic overview, which generously lists and occasion-

ally challenges the newer Russian scholarship. Both the systematic exegesis of the laws and the bibliography of recent Russian research provide a basic starting point for research on any of these seven groups.

This lengthy work is not, however, without its flaws. First, it is obviously perilous to rely so much on prescriptive law; this source can tell much about intentionality, but little about implementation, impact, unintended consequences, and reception. It is of course important to know what the state tried to do; it is also important, however, to consider what actually happened. The authors in a few instances do step beyond the laws (for example, in aggregating data from other researchers to calculate the noble component of the state bureaucracy [p. 173]), but such hard statistical data is rare. The authors' overly juridical approach indeed reflects an exaggerated sense of what the state, despite all its autocratic pretensions, could actually do. The authors presuppose "the presence of absolute control of the authorities over the population" and the "extremely weak" influence of society on the state (p. 724), but in fact the state had limited capacity to govern; the regime found it easy to dictate, but well nigh impossible to regulate. The authors make some attempt to discern what actually happened (e. g., on shaping hermetic boundaries around the nobility and clergy), but it would have been useful to run a reality check on more of this abundant (but often ineffective if not outright counterproductive) legislation.

Second, the text makes only passing reference to what are called the "interstitials" – the myriad of emerging new groups, such as professionals, who did not fit neatly into the traditional estate structure and indeed sometimes acquired a semi-estate status on their own. The scholarly literature on such groups as *raznochincy* and *intelligencija*, not to mention specific professions like doctors, lawyers, and teachers, is abundant; it would have been useful to tackle this conundrum of extra- and para-estate groups by exploring this phenomenon and by providing a case study of a single group (as the authors did in the section on Jews in the *inorodcy* chapter). Only then can one begin to reconstruct and understand the highly complex and protean social structure of pre-revolutionary Russia.

Third, one can raise questions about the em-

pirical database and historiographical foundations of this study. It incorporates virtually no archival research; only two percent of the 2,684 notes refer to archival sources; and of these only archival references in the chapter on Cossacks substantively shape the analysis. While mastering the 128 volumes in the three series of the "Polnoe sobranie zakonov Rossijskoj Imperii" is no small feat and enables the authors to codify and systematize the law; however, that does not generate much new data and often replicates what is already known from earlier accounts. Nor did the authors make more than only nominal use of Western scholarship and rely almost exclusively on works that happen to have been translated into in Russian. To be sure, the footnotes do list a few Western monographs in English and German (pp. 7, 89, 232, 325–326, 548), but the text itself does not actually engage even these works and hence cannot address key historiographical questions. To be sure, the authors had some mediated access to Western scholarship (the few works that have been translated and the discussions in other works that forcefully engage Western works, such as Boris N. Mironov's "Social'naja istorija Rossii perioda Imperii" (3rd ed.; S.-Peterburg 2003). Still, it is disconcerting to see no reference to such basic monographs as Christoph Schmidt's "Ständerecht und Standeswechsel in Rußland 1851–1897" (Wiesbaden 1994) or the standard works on individual *soslovija* by scores of Western scholars.

Nevertheless, this is a still a very useful contribution – one that provides a coherent, highly readable account of Imperial law. Historians will find it a helpful guide to the juridical framework before moving on to such complex questions as economic condition, mobility, subcultures, and identities.

Gregory L. Freeze, Waltham, MA

ZDENĚK V. DAVID: Realism, Tolerance, and Liberalism in the Czech National Awakening. Legacies of the Bohemian Reformation. Washington, D.C.: Wilson Center Press; Baltimore, MD: The Johns Hopkins University Press, 2010. XXI, 479 S. ISBN: 978-0-8018-9546-3.

Der amerikanische Osteuropahistoriker, Bibliothekar und Kirchenhistoriker Zdeněk V. David,

der 1931 in Blatná (Tschechoslowakei) geboren wurde und seit 1947 in den Vereinigten Staaten von Amerika lebt, lehrte und wirkte an mehreren nordamerikanischen Forschungseinrichtungen, zuletzt bis 2002 am Woodrow Wilson International Center for Scholars in Washington, D.C. Er publizierte wichtige Überblicksstudien zur ostmittel- und osteuropäischen Geschichte, 1984 beispielsweise zusammen mit Robert A. Kann das Werk „The Peoples of the Eastern Habsburg Lands, 1526–1918“, trat aber vor allem als Spezialist für die evangelische Religions- und Kirchengeschichte Böhmens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit hervor. Seit den frühen neunziger Jahren organisierte er zusammen mit David R. Holeton und Vilém Herold insgesamt zehn Symposien zum Thema „The Bohemian Reformation and Religious Practice“, deren Ergebnisse in mehreren Sammelbänden publiziert wurden. Einen hervorragenden Einblick in Davids wichtigste, dem 15. und 16. Jahrhundert zugehörige Forschungsfelder erlaubt seine 2003 vorgelegte Monographie „Finding the Middle Way. The Utraquists' Liberal Challenge to Rome and Luther“, die sich gleichsam als Vorgeschichte der vorliegenden, dem Vermächtnis und der Wirkungsgeschichte der böhmischen Reformation im 18. und 19. Jahrhundert geltenden Untersuchung lesen lässt. Schon 2003 setzte sich David mit dem Nachwirken der von ihm in besonderer Weise betonten, gelegentlich auch überbetonten Liberalität und Toleranz des Utraquismus auseinander, der in Böhmen zwar nicht in seinen religiösen Fundamenten, wohl aber als säkularer Diskurs in der Epoche der sogenannten nationalen Wiedergeburt eine Renaissance erlebt habe.

Damit ist bereits das Hauptanliegen des vorliegenden Werkes benannt, mit dem David, wie es gleich zu Beginn seines Vorwortes heißt, „den Charakter und die Formierung des modernen Nationalbewusstseins und der politischen Kultur in Zentral- und Osteuropa“ neu bestimmen und bisherige Ansichten, wonach „nationale Ideologien“ lediglich Konstrukte, wenn nicht gar Erfindungen seien, korrigieren will (S. XIII). Dass er im Grunde eine alte Frage neu stellt, macht David einleitend am Beispiel der berühmten Kontroverse zwischen Tomáš G. Masaryk und Josef Pekař in der Zeit um 1900 deutlich, bei der es um die geistigen Wurzeln jenes im späten 18. Jahrhundert einsetzenden Prozesses ging, der

allgemein als Erwachen eines modernen tschechischen Nationalbewusstseins umschrieben wird. Masaryk hatte damals von einem durch die Gegenreformation in der Epoche der „Finsternis“ (*temno*) unterbrochenen, nicht aber unterbundenen Ideentransfer aus der Epoche der böhmischen Reformation hin zum 19. Jahrhundert gesprochen; Pekař dagegen war an einer Integration und Aufwertung des 17. und 18. Jahrhunderts gelegen, in dem er schließlich auch die geistigen und politischen Ursprünge des späteren nationalen Erwachens ausmachte. David selbst positioniert sich in seinem Buch unmissverständlich an der Seite Masaryks – mit dem wichtigen Unterschied freilich, dass er anders als der spätere erste Staatspräsident nicht in den Böhmisches Brüdern, sondern in den Utraquisten die entscheidenden Ideenträger innerhalb der böhmisch-hussitischen Reformation ausmacht: Diese Strömung sei von der katholischen Aufklärung wiederentdeckt und neu belebt worden, ihr intellektuelles Profil habe das tschechische Geistesleben und die politische Kultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ganz wesentlich geprägt.

Methodisch lässt sich Davids Studie, die ähnlich wie sein Werk von 2003 in den meisten Kapiteln auf früher publizierte Einzelstudien zurückgreift und daher mitunter etwas zusammengesetzt wirkt, nicht leicht einordnen. Ausgangspunkt der ersten, zeitlich weit zurückgreifenden Abschnitte sind utraquistische theologische Drucke des 16. Jahrhunderts, die zwei Jahrhunderte später das Interesse böhmischer Aufklärer fanden und zum Teil neu aufgelegt wurden. Für den Kirchen-, aber auch für den Literatur- und Philosophiehistoriker werden hier wichtige und weit über Böhmen hinaus aufschlussreiche Zusammenhänge aufgezeigt und diskutiert. Ähnliches gilt für die umfangreichen Darlegungen zur Rolle von Herder, Kant, Fichte, Schelling, Bolzano und anderen, heute weniger bekannten intellektuellen Autoritäten im österreichisch-böhmischen 19. Jahrhundert. Im Anhang liefert David eine Zusammenstellung der Philosophieprofessoren an der Prager Karls-Universität – und damit eine Liste derjenigen Persönlichkeiten, die in seinem Buch bevorzugt untersucht werden. Dass angesichts der Weite des geistesgeschichtlichen Zugriffs die Hälfte des Buches nur aus Anmerkungen, Quellenverweisen und Literaturanmerkungen besteht, wird daher kaum überraschen.

So reich die Befunde im Einzelnen auch sind, so problematisch ist deren eigentlicher Zusammenhang mit der Hauptthese des Buches. Als erhebliches Manko erweist sich vor allem das Fehlen einer problemorientierten, zentrale Begriffe klärenden Einleitung, in der das methodische Vorgehen sehr viel klarer hätte benannt werden müssen als in dem nur wenige Seiten umfassenden Vorwort. Oft scheint eher die moderne, schon im Buchtitel aufscheinende Begrifflichkeit die Klammer zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert darzustellen, nicht aber der tatsächliche Sachverhalt, dessen fehlende empirische Nachweise Josef Pekář bereits vor mehr als einem Jahrhundert gegenüber Masaryk beklagt hat. Fraglich bleibt schließlich auch, ob man über „nationale Ideologien“ im 19. Jahrhundert ohne jeden Seitenblick auf politische, gesellschaftliche und ökonomische Entwicklungen sprechen und urteilen kann.

Ein Gesamturteil über das sehr sorgfältig zusammengestellte, bestens redigierte Werk muss insofern schwer fallen: Als Sammlung verstreuter, zudem in verschiedenen Sprachen publizierter Aufsätze hat das Werk von David – neben dem bereits 2003 erschienenen Buch über den Utraquismus als *via media* zwischen Katholizismus und Luthertum – seinen Wert, zumal die einzelnen Bausteine in sich und für sich weniger ambitioniert wirken. Als Monographie dagegen, die weit über die regionale Fallstudie Böhmen hinaus einen völlig neuen Interpretationsansatz zur Entstehung modernen Nationalbewusstseins im östlichen Europa zu liefern verspricht, vermag das Werk nicht recht zu überzeugen.

Joachim Bahlcke, Stuttgart

NIKOLAJ L. POBOL' / PAVEL M. POLJAN: Okupirovanoe detstvo. Vospominanija teh, kto v gody vojny ešče ne umel pisat' [Besetzte Kindheit. Erinnerungen von Menschen, die in den Kriegsjahren noch nicht in der Lage waren zu schreiben]. Avtor predislovija P. Poljan. Moskva: Rosspen, 2010. 381 S., Abb. = Čelovek na obočine vojny. ISBN: 978-5-8243-1404-5.

BERND BONWETSCH: Kriegskindheit und Nachkriegsjugend in zwei Welten. Deutsche und Russen blicken zurück. Essen: Klartext, 2009. 327 S., 10 Abb. ISBN: 978-3-8375-0187-2.

Das Erscheinen der beiden Erinnerungsbücher über die Kindheit im Zweiten Weltkrieg spiegelt das wachsende Interesse der Öffentlichkeit und auch der Historiker für die tragischen Seiten der Kindheit im Krieg wider. Die Spezifik dieser Erinnerungen an den Kriegsalltag liegt darin, dass sie von Erwachsenen auf der Basis lebhafter und nachhaltiger Eindrücke verfasst worden sind. Beide Ausgaben sind sehr unterschiedlich in ihrer Herangehensweise, in ihren bibliographischen Angaben, im Umfang, in der editorischen Aufmachung, in der Auflage, aber sie weisen zugleich auch Gemeinsamkeiten auf.

1. Die Memoiren sind von der Generation des Krieges, der „Kriegskinder“, geschrieben und repräsentieren eine besondere Weise historischer Rekonstruktion der Kriegs- und Nachkriegszeit, gebrochen im Prisma der Erinnerungen fünfzig Jahre danach.

2. Die Erinnerungen enthalten aus der heutigen Sicht der Autoren die für sie wichtigsten Eindrücke und Ereignisse aus ihrer Kindheit und Jugend.

3. Die Memoiren lesen sich unterhaltsam, sie brillieren mit genauen, amüsanten, tragischen und komischen, auch stereotypen Erlebnissen, die sich in der Erinnerung festgesetzt haben.

4. Beide Ausgaben sind mit Photodokumenten der Kriegszeit und Photographien aus persönlichem Besitz ausgestattet.

5. Die Erinnerungen sprechen die unterschiedlichsten Seiten alltäglicher Lebensweise an: Routinen und Feiern, Essen, Arbeit und Lernen, die Beziehungen in der Familie und zur Umgebung, das Verhältnis zu Fremden, zum „Feind“ in der Brechung weltanschaulicher, ethnischer, konfessioneller und soziokultureller Vorstellungen und kindlicher Eindrücke.

6. In den Erinnerungen spiegeln sich traumatisierende Ereignisse wider (Ortsveränderungen, Verluste, physische und moralische Leiden der Kriegs- und Nachkriegszeit). Die Kinder und Jugendlichen Deutschlands und der UdSSR waren Opfer der kriegerischen Ereignisse und der Nachkriegszerstörungen sowie der sozialen Verwerfungen und Umbrüche. Sie hatten inner- und außerhalb der Familien neue Werte und Verhaltensnormen zu erlernen.

7. In den kindlichen Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit brechen sich auch politische und ideologische Wirkungen der beiden Diktatu-

ren, die Einstellungen der Eltern und des Umfeldes zu den sozialen und politischen Institutionen der Zeit.

Selbstverständlich gibt es auch gravierende Unterschiede:

Die russischen Erinnerungen in „Besetzte Kindheit“ werden eingeleitet von einem der Herausgeber, dem Historiker und Geographen Pavel Poljan. Er betont, dass die Erinnerungen der beiden Jungen (Vladimir Vyčerovs und Boris Mironovs) und der beiden Mädchen (Esfir Bogdanovas und Žanna Zajončkovskajas) über die Kindheit unter deutscher Besatzung früher kaum hätten erscheinen können. Die sowjetischen Menschen hatten sich daran gewöhnt, „nicht unnötig zu reden“, denn sie hatten allen Grund, die unvermeidlichen Folgen öffentlicher Erinnerungen an das Leben „jenseits der Frontlinien“ zu fürchten. (Ich verweise nur darauf, dass bis in die Zeit Gorbačevs hinein die Bürger der UdSSR verpflichtet waren, in den Fragebögen Angaben darüber zu machen, ob sie oder ihre Verwandten in den besetzten Gebieten gelebt hatten.)

Die russischen Memoirenschreiber verlebten ihre Kindheit geographisch in ländlichen Gegenden der Gebiete (*oblasti*) von Kursk, Poltava und Pskov. Alle beschreiben sie das Verhältnis der Dorfbewohner zu den Deutschen, Kollaboration und zwischenmenschliche Beziehungen der Dorfbewohner zu den „Okkupanten“. Im Unterschied zur sowjetischen Propaganda und ihren Feindbildern bewahrten sich diese Kinder ihre eigenen Erinnerungen an deutsche Soldaten und Offiziere: Sie schreiben, dass diese mit Medikamenten aushalfen, Süßigkeiten und Geschenke verteilten; sie erinnern sich an ihre Gutmütigkeit und Höflichkeit.

Besonders erinnert werden die Frömmigkeit der Einwohner und das neu entstehende kirchliche Leben in den besetzten Gebieten. Es überrascht das Bekenntnis, dass die Beziehungen der Einwohner zu den Partisanen angespannt waren, da sie wussten, dass Partisanenaktivität Strafaktionen der deutschen Seite hervorrufen und sich das Leben der Dorfbewohner deshalb dramatisch verschlechtern würde. Außerdem kommen in den Erinnerungen „gewöhnlicher Kinder in ungewöhnlicher Zeit“ die wenig freundlichen Beziehungen vieler Dorfbewohner zur kommunistischen Politik, zum Verbot, Pferde zu halten, zur Kollektivierung usw. zum Ausdruck.

Im Resümee ist der Gerechtigkeit halber festzuhalten, dass in dem Sammelband viele Klischees und traditionelle Bewertungen über die „Okkupanten“ und das Heldentum der Partisanen in Frage gestellt werden. So erinnert sich Boris Mironov, dass die Kämpfer der spontan entstandenen Einheiten „die friedlichen Einwohner hassten, sie verantwortlich machten für Niederlagen, auch dafür, dass man ihnen die Kampfeinsätze nicht anrechnete; deshalb beraubten sie die Bauern“ (S. 197). Darüber hinaus werden die Kriegserinnerungen oft ergänzt durch Skizzen über das Dorf der Nachkriegszeit, über die Erfahrungen der 1950er und 1960er Jahre und zuletzt durch aktuelle Reflexionen.

Ein ganz anderes Profil liefern die Erinnerungen in „Kriegskindheit und Nachkriegsjugend“ der sieben Historiker aus Russland und der zehn aus Deutschland, darunter nur drei Frauen. Es handelt sich um Spezialisten der osteuropäischen oder deutschen Geschichte: Hans Lemberg: Kindheit und Jugend in Mitteleuropa; Julia Oswald: Zwischen den Welten 1934–1953; Gert von Pistohlkors: Ein jugendlicher Deutschbalte aus Estland; Carsten Goehrke: „Pommernland ist abgebrannt“; Hans-Heinrich Nolte: Kindheit und Jugend in Deutschland; Claus Scharf: Vaterlos glücklich; Bernhard Schalhorn: Zwischen Neutempelhof und Ratingen; Bernd Bonwetsch: Heimatlos; Karl-Heinz Schlarp: Zwischen Nachkriegsmisere und Wohlstandsgesellschaft; Hans Hecker: Wer kann sich schon an seine Taufe erinnern?; Galina Saposchnikowa: Der Krieg meiner Kindheit und Jugend; Ludmilla Thomas: Kindheit in Sibirien; Arkady Tsfasman: Abschied von einer Illusion; Viktor Pawlow: Auf dornigem Weg zum Wunschberuf; Sergei Suchorukow: Ein Leben, das auch nicht hätte sein können; Alexei Filitow: Wie man ein Historiker wird; Michail Jerin: Kinder des Krieges).

Prof. Bernd Bonwetsch erzählt in seinem einleitenden Beitrag „Normale Erinnerung – unnormale Zeiten“ detailliert, wie auf einer Konferenz in Kemerovo im September 2006 die Idee für einen solchen Sammelband von Erinnerungen entstand und wie er schließlich ausgeführt wurde. In den Erinnerungen der russischen und deutschen Historiker sticht die geographische Weite hervor und mehr noch die sehr uneinheitliche Bewertung des Erlebten. Wenn die deutschen Historiker auf eine bürgerliche Erziehung

und Ausbildung zurückblicken, so erfolgte diese bei den russischen Kollegen unter den Bedingungen sozialistischer Sozialisation. Die russischen Autoren lebten nicht in den besetzten Gebieten, die deutschen hingegen kamen aus den ostmitteleuropäischen Regionen – dem Baltikum und den Sudetengebieten sowie aus der sowjetischen Besatzungszone, der späteren DDR. Alle Erinnerungen werden begleitet von biographischen Angaben über die Herkunft, die familiäre Situation, die Ausbildung und die wissenschaftlichen Interessen. Dieses ist nicht unwichtig für die Rezeption der Texte.

Die Erinnerungen der professionellen Historiker über ihre Kindheit im Krieg und in der Nachkriegszeit unterscheiden sich durch ihren strengen und logischen Aufbau, durch wertende Urteile und eine strenge Chronologie. Manchmal erscheinen sie mir zu sehr gefiltert durch die heutige Sicht auf die Vergangenheit. Sie enthalten wenig Emotionen, nur wenige Aussagen über damalige Empfindungen, sind zurückhaltend mit psychologischen Charakterisierungen und lassen kaum eine persönliche Sicht auf die Ereignisse erkennen. Auf der anderen Seite werden Einblicke gewährt, nicht nur ins Familienleben, sondern auch in die Techniken des Überlebens im Krieg und in den Trümmern der Nachkriegszeit.

Wenn der oft erbärmliche Nachkriegsalltag der sowjetischen Autoren eingefärbt ist durch den Sieg, so standen die Erlebnisse der deutschen Kinder unter dem Eindruck der Niederlage und der „Wanderung“, der Bekanntschaft mit der Roten Armee und ihrer Verbündeten. Außer Frage steht, dass auf Sympathie oder Abneigung der Kinder und Jugendlichen nicht nur familiäre Traditionen und nationale Bedingungen Einfluss nahmen, sondern vor allem das aktuelle Verhalten der jeweiligen Besatzer. So erinnert sich Karl-Heinz Schlarp an seine Begeisterung für den amerikanischen *way of life*, die amerikanische Kultur und die Filme in Ludwigsburg (S. 182).

Beide Bände enthalten ohne Zweifel viele neue Informationen über die „Kriegskinder“. Sie lassen die unterschiedlichen weltanschaulichen und psychologischen Entwicklungen und Traditionen der Deutschen und Russen unter den Bedingungen des Alltags im Krieg und in der Nachkriegszeit erkennen. Beide Bücher verdienen die Aufmerksamkeit sowohl von professio-

nellen Historikern als auch eines breiteren Publikums, das sich für das Erleben des Krieges und der Nachkriegszeit interessiert.

*Pavel Ščerbinin, Tambov*

LJUBOV' A. BOEVA: „Osobennaja kasta“. VČK-OGPU i ukreplenie kommunističeskogo režima v gody nępa. Moskva: AIRO-XXI, 2009. 205 S., 9 Abb. = AIRO – Pervaja Monografija, 32. ISBN: 978-5-91022-120-2.

Ljubov' Aleksandrovna Boeva ist Dozentin an der Moskauer Pädagogischen Universität und befasst sich seit 15 Jahren mit der Geschichte der frühen sowjetischen Geheimdienste (VČK-GPU-OGPU). Im vorliegenden, nur in einer recht kleinen Auflage von 700 Exemplaren von der „Vereinigung der Erforscher der russischen Gesellschaft“ (AIRO) in seiner 1993 begründeten Monographienreihe herausgegebenen Büchlein beschäftigt sich Boeva nach einer einleitenden Literaturübersicht auf der Grundlage archivalischer und gedruckter Quellen sowie der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur mit der innenpolitischen Tätigkeit des sowjetischen Geheimdienstes in den zwanziger Jahren. Die Periode der „Neuen Ökonomischen Politik“ von 1921 bis 1927 hatte für die Entwicklung der sowjetischen Gesellschaft, aber auch für die des sowjetischen Geheimdienstes, ungemein große Bedeutung. Nach der fast grenzenlosen Willkür des Bürgerkrieges und des „Kriegskommunismus“ kam es jetzt einerseits zu einer gewissen freizügigen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung inklusive einer gewissen Rechtssicherheit durch die Kodifikation eines Strafprozessrechts und eines Strafgesetzbuches anstelle der vorher üblichen, sich häufig widersprechenden Anordnungen und Resolutionen. Selbst der sich vor Ort fast allmächtig fühlenden Geheimpolizei wurden jetzt einige (allerdings auf die Dauer wenig wirksame) Zügel angelegt. Jene vorgebliche Rückkehr zu „Recht und Ordnung“ war allerdings von neuen Ungesetzlichkeiten gekennzeichnet. So ordnete beispielsweise Lenin nach einer harschen Beschwerde von Volkskommissar Čičerin über Tschekisten, die einen türkischen diplomatischen Kurier verhaftet und dessen diplomatische Post geöffnet hatten, anschließend an: „Die rüdigen Tschekisten verhaften und die Schuldigen nach Moskau bringen und erschie-

ben“ (S. 77) Andererseits begann von diesem Zeitpunkt an die Einrichtung jenes flächendeckenden Netzes geheimpolizeilicher Überwachung über das ganze Land, welches für die Sowjetunion typisch werden sollte. Überall begann man, Erscheinungsformen „bourgeoiser Ideologie“ zu wittern und deshalb das Postulat der Kommunistischen Partei, das alleinige Monopol auf die Wahrheit zu haben, brutal durchzusetzen. Bereits im Dezember 1920 hatte das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei festgelegt, dass Kultur eine Sache der Partei sei. Des Abwechslertums besonders verdächtig waren deshalb von da an neben den Sozialrevolutionären und Menševiki von da an vor allem die Angehörigen der Intelligenz, wobei man schon 1922 von der GPU nicht nur forderte, diese landesweit insgeheim zu überwachen, sondern auch über jeden eine Akte zu führen. (S. 115) Besonders verdächtig waren für Lenin hierbei „Professoren und Schriftsteller“, weshalb er persönlich von der GPU forderte, den genannten Personenkreis speziell zu überwachen. Zur selben Zeit wurde durch die „kämpferische Gottlosenbewegung“ die einst einflussreiche russisch-orthodoxe Geistlichkeit bekämpft und in Massenprozessen als potentieller innenpolitischer Machtfaktor schonungslos niedergekämpft. Zu Recht betont Boeva über die Zeit der NÖP: „In jenen Jahren entwickelte und festigte der Geheimdienst das System der totalen politischen Kontrolle über alle Bevölkerungsgruppen des Landes.“

Ob die Epoche der „Neuen Ökonomischen Politik“ trotzdem eine Zeit der „Weichenstellung“ war, wie es Boeva an manchen Stellen ihrer Monographie andeutet (z.B. S. 169), wo anstatt der geschilderten autoritären Kontrolle der Kommunistischen Partei über die weitere Entwicklung des Landes eventuell auch eine Politik der Demokratisierung in der Sowjetunion möglich gewesen wäre, möchte der Rezensent ausdrücklich anzweifeln. Ganz zweifellos konsolidierte sich in der Zeit von 1921 bis 1927 die Rolle des sowjetischen Geheimdienstes als ein unverzichtbares Machtmittel in der Hand der sowjetischen Partei- und Staatsführung, mochte der jeweilige Führer nun Lenin, Stalin, Chrusčev oder Brežnev heißen.

*Jürgen W. Schmidt, Berlin*

Außerdem wurden in recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als „jgo.e-reviews“ 2012,2 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

GEORGIJ V. ANDREEVSKIJ: Povsednevnaja žizn' Moskvy v Stalinskiju epochu. 1920–1930-e gody. (Konstantin Kaminskij)

ANDREJ ANGRICK, PETER KLEIN: The „Final Solution“ in Riga. Exploitation and Annihilation, 1941–1944 / Transl. from the German by Ray Brandon. (Martin Munke)

NATAL'JA A. ARALOVEC: Gorodskaja sem'ja v Rossii. 1927–1959 gg. (Eva Mäder)

FRIEDERIKE BAER: Zwischen Anlehnung und Abgrenzung. Die Jugoslawienpolitik der DDR 1946 bis 1968. (Maximilian Graf)

ALEN BLJUM, MARTINA MESPULE: Bjurokatičeskaja anarchija. Statistika i vlast' pri Staline. (Mark Edele)

ALEKSANDR I. CEPKOV: Rjazanskij kraj i sosednie zemli do serediny XIII veka. V 2 tomach. (Stefan Rohdewald)

„Čerez trupy vruga na blago naroda“. „Kulackaja operacija“ v Ukrainskoj SSR 1937–1941 gg. v 2 tomach / Sost. M. Junge, S. A. Kokin, R. Binner, O. A. Dovbnja, B. Bonveč, I. E. Smirnova, G. A. Bordjugov. Pod obšč. red. O. A. Dovbni, L. C. Makarovoj. (Dietrich Beyrau)

MARK EDELE: Stalinist Society. 1928–1953. (Olaf Mertelsmann)

L'Europe orientale, 1650–1730. Crises, conflits et renouveau. (Georg Michels)

MICHAEL FLEMING: Communism, Nationalism and Ethnicity in Poland, 1944–1950. (Dittmar Dahlmann)

BORIS L. FONKIČ: Greko-slavjanske škole v Moskve v XVII veke. (Edgar Hösch)

ANDRZEJ FRISZKE: Anatomia buntu. Kuroń, Modzelewski i komandosi. (Hans-Christian Dahlmann)

DMITRIJ D. FROLOV: Sovetsko-finskij plen 1939–1944 gg. Po obe storony koljučej provoloki. (Georg Wurzer)

SIMON GEISSBÜHLER: Like Shells on a Shore. Synagogues and Jewish Cemeteries of Northern Moldavia. (Armin Heinen)

Gemeinsam getrennt. Bäuerliche Lebenswelten des späten Zarenreichs in multiethnischen Regionen am Schwarzen Meer und an der Wolga / Hrsg. von Victor Herdt und Dietmar Neu-

- tatz. (Gerd Stricker)
- ANDRZEJ GROTH: Warenumschatz am Frischen Haff. Eine Handelsstatistik der kleinen Seehäfen (1581–1712). (Almut Bues)
- Guns and Rubles. The Defense Industry in the Stalinist State / Ed. by Mark Harrison. (Stephan Merl)
- GUZEL' V. IBNEEVA: Imperskaja politika Ekateriny II v zerkale vencenosnych putešestvij. (Michael Schippan)
- GUZEL' V. IBNEEVA: Putešestvija Ekateriny II. Opyt „osvoenija“ imperskogo prostranstva. (Michael Schippan)
- Istoriju – v školu. Sozdanie pervykh sovetskikh učebnikov / Šef-redaktor Sergej Kudrjašov. (Robert Maier)
- VLADLEN S. IZMOZIK, NATALIJA B. LEBINA: Peterburg sovetskij. „Novyj čelovek“ v starom prostranstve. 1920–1930-e gody (Social'no-architekturnoe mikroistoričeskoe issledovanie). (Roland Cvetkovski)
- SCOTT M. KENWORTHY: The Heart of Russia. Trinity-Sergius, Monasticism, and Society after 1825. (Alexa von Winning)
- BER BORIS KOTLERMAN: In Search of Milk and Honey. The Theater of „Soviet Jewish Statehood“ (1934–49). (Nick Underwood)
- MICHAIL I. MEL'TJUCHOV: 17 sentjabrja 1939. Sovetsko-pol'skie konflikty 1918–1939. (Mark Edele)
- MICHAIL I. MEL'TJUCHOV: Bessarabskij vopros meždu mirovymi vojnami 1917–1940. (Kurt Scharr)
- OLAF MERTELSMANN: Central and Eastern European Media under Dictatorial Rule and in the Cold War. (Ernst Wawra)
- REINHARD NACHTIGAL: Die Dondeutschen 1830–1930. (Dmytro Myeshkov)
- RAJNCHARD NACHTIGAL': Donskie nemcy 1830–1930. (Dmytro Myeshkov)
- Narrative des Nationalen. Deutsche und polnische Nationsdiskurse im 19. und 20. Jahrhundert / Hrsg. von Izabela Surynt und Marek Zybura. (Felicitas Söhner)
- SÖNKE NEITZEL, HARALD WELZER: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. (Kerstin Bischl)
- Novye Ierusalimy. Ierotopija i ikonografija sakral'nych prostranstv / Redaktor-sostovitel' A. M. Lidov. (Michael S. Flier)
- IRINA PAERT: Spiritual Elders. Charisma and Tradition in Russian Orthodoxy. (Maria Köhler-Baur)
- KENNETH M. PINNOW: Lost to the Collective. Suicide and the Promise of Soviet Socialism, 1921–1929. (Jakub Rákosník)
- Pleasures in Socialism. Leisure and Luxury in the Eastern Bloc / Ed. and with an introduction by David Crowley and Susan E. Reid. (Kirsten Bönker)
- Postdiktatorische Geschichtskulturen im Süden und Osten Europas. Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven / Hrsg. von Stefan Troebst unter Mitarbeit von Susan Baumgartl. (Grzegorz Rossoliński-Liebe)
- Problemy otečestvennoj istorii. Istočniki, istoriografija, issledovanija. Sbornik naučnych statej / Otv. red. M. V. Druzin; red. kol.: M. N. Baryšnikov, A. V. Golubev i dr. (Stefan Rohdewald)
- Ritualisierung politischer Willensbildung. Polen und Deutschland im hohen und späten Mittelalter / Hrsg. von Stefan Weinfurter, Bernd Schneidmüller und Wojciech Falcowski. (Maïke Sach)
- KARL HEINZ ROTH, JAN-PETER ABRAHAM: Reemtsma auf der Krim. Tabakproduktion und Zwangsarbeit unter der deutschen Besatzungsherrschaft 1941–1944. (Karsten Linne)
- ROCHELLE GOLDBERG RUTHCHILD: Equality and Revolution. Women's Rights in the Russian Empire, 1905–1917. (Carmen Scheide)
- OL'GA N. SENJUTKINA: Tjurkizm kak istoričeskoe javlenie (na materialykh istorii Rossijskoj imperii 1905–1916 gg.). (Franziska Davies)
- DMITRIJ O. SEROV: Sudebnaja reforma Petra I. Istoriko-pravovoe issledovanie. Monografija. (Michael Schippan)
- SUSANNE SPAHN: Staatliche Unabhängigkeit – das Ende der ostslawischen Gemeinschaft? Die Außenpolitik Russlands gegenüber der Ukraine und Belarus seit 1991. (Wolfgang Mueller)
- VALERIJ T. STIGNEEV: Vek fotografii, 1894–1994. Očerki istorii otečestvennoj fotografii. (Andreas Renner)
- MICHAIL JU. ZENČENKO: Južnoe rossijskoe porubež'e v konce XV – načale XVII v. Opyt gosudarstvennogo stroitel'stva. (Charles J. Halperin)